

25. April 1972

- ✓ t. 120, 6-26
- ✓ t. 200
- ✓ t. 242.0(2)
- ✓ t. 311 Brasilien
- ✓ t. 311 Peru
- ✓ t. 311 Peru 1-1
- ✓ t. 311 Peru 1-2
- ✓ t. 311 Peru 1-4
- ✓ t. 311 Bolivien
- ✓ t. 311 Bolivien 8-1
- ✓ t. 311 Bolivien 8-3
- ✓ t. 311 Bolivien 10
- ✓ t. 311 Costa Rica
- ✓ t. 311 Costa Rica 1

Informationsreise
Rio, Peru, Bolivien, Costa Rica
25. Oktober - 29. November 1971

E I N D R U E C K E
und
G E D A N K E N

Dino Beti

Vorbemerkungen

1. Ueber Dakar und Rio (einen Tag Aufenthalt) flogen wir - die drei Bundeshausjournalisten Ulrich Arnd, Pierre Barras und Hans-Ulrich Büschi, die vom Delegierten zu dieser Informationsreise eingeladen worden waren, und ich - nach Peru. Zu unserem offiziellen Besuchsprogramm gehörten die drei Bundesprojekte Valle de Santa Eulalia, Jenaro Herrera und Ayacucho sowie das Projekt für Feinmechanikerausbildung der Swisscontact. Dazu unternahmen wir einen privaten Abstecher nach Cuzco und Macchu Picchu. Die drei Journalisten reisten dann, nach drei Wochen, in die Schweiz zurück.

Ich flog nach Bolivien weiter, wo ich während zwei Wochen die Bundesprojekte Reyes, Cochabamba und Mizque besuchte. Auf meiner Rückreise in die Schweiz schaltete ich einen kurzen Halt in San José de Costa Rica ein, wo ich das Bundesprojekt für Agrarmechanikerausbildung, das die Swisscontact in Regie durchführt, kennenlernte.

2. Ueberall - in Rio, Peru, Bolivien und Costa Rica - wurden wir überaus freundlich empfangen. Alle unsere Gastgeber, ganz besonders die Entwicklungshelfer und ihre Familien, bemühten sich mit Erfolg, uns möglichst viele interessante Informationen über ihre Tätigkeit, ihre Umgebung und ihr Gastland zu vermitteln. Allen möchte ich hier, auch im Namen der drei Journalisten, wärmstens danken für ihre unvergessliche Gastfreundschaft. Dasselbe gilt ebensosehr für alle Peruaner, Bolivianer und Costarricaner, mit denen wir zusammentrafen. Auch ihnen ein tiefempfundenes "Muchas gracias"!

3. Dieser Bericht enthält viele der Eindrücke und Gedanken, die ich auf dieser Informationsreise gehabt habe. Die Eindrücke könnte man mit photographischen Momentaufnahmen vergleichen, mit den Vor- und Nachteilen, die diesen eignen. Man berücksichtigt dabei gerne ein besonders auffallendes Detail, das zwar nicht unwichtig ist, übersieht jedoch manchmal andere Details, die ebensosehr zum Gesamtbild einer Situation gehören. Das Einzelbild mag deshalb hie und da ein wenig einseitig geraten sein. Dieser Bericht erhebt also keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit oder auf absolute Genauigkeit. Dass ich mir bei meinen vielen Beobachtungen auch meine Gedanken gemacht habe, wird mir wohl niemand übel nehmen. Aber auch hier mögen gewisse Gesichtspunkte überbewertet worden sein, während andere vernachlässigt wurden.

Der Leser wird sich dieser Tatsachen bewusst sein müssen, wenn er nicht Gefahr laufen will, aus diesem Bericht die falschen Schlüsse zu ziehen. Kenner der Gegenden und der Leute, die ich besucht habe, werden mir zudem sagen können, wo meine Beobachtungen ungenau oder sogar falsch sind. Ich wäre ihnen sehr dankbar, wenn sie mich darauf aufmerksam machen würden.

- 2 -

4. Dieser Bericht enthält manches, das - vordergründig - nichts oder sehr wenig mit unserer Entwicklungstätigkeit zu tun hat. Ich gebe es trotzdem wieder, weil es einen allgemeinen Informationswert besitzt und irgendwie doch zum Gesamtbild der Situation gehört.
Für Leser, die sich nur für das streng Projektbezogene interessieren, ein kleiner Tip: die Abschnitte, die einen direkten Bezug zur Entwicklungsarbeit haben, tragen unterstrichene Ueberschriften.
5. Wenn dieser Bericht erst jetzt - fast ein halbes Jahr nach der Reise - erscheint, so liegt das einzig daran, dass die Abende zu Hause nicht unbegrenzt lang sind. Im Uebrigen glaube ich nicht, dass der Bericht wegen dieses zeitlichen Abstandes zur Reise irgendwie von seinem Wert verloren hat.
6. Diese Informationsreise hat mir für meine Tätigkeit in der Schweiz - und natürlich nicht nur dafür - in mancher Beziehung sehr viel gebracht. Ich möchte dem Delegierten dafür danken, dass er mir die Gelegenheit dazu gegeben hat.

Bern, den 25. April 1972

Dino Beti
Informationsdienst
Technische Zusammenarbeit

RIO 1

25. Oktober 1971

Landung bei Tagesanbruch

Pünktlich landet die DC-8 der Swissair auf dem internationalen Flughafen von Rio. Acht Uhr morgens. Im Vergleich zum modernen Flughafen von Dakar, erscheint mir der von Rio wie ein kleiner Provinzflugplatz, aus mehreren, provisorisch aneinandergereihten Baracken bestehend. Später erfahre ich, es werde seit mehreren Jahren an den Flughafengebäuden gebaut, aber man sehe heute noch kein Ende der Bauarbeiten. Die Passformalitäten nehmen einige Zeit in Anspruch, obwohl die Beamten den Eindruck ehrsiger Geschäftigkeit machen.

Botschaftssekretär Dayer empfängt uns am Ausgang. Er führt uns in seinem Privatauto zur Schweizer Botschaft. Dort treffen wir Pierre Barras, der vier Tage vorher nach Brasilien geflogen ist, in Curitiba, in der Nähe von Sao Paulo, eine Filiale der "Keramik Gerster Laufen" besichtigt und in der Nähe von Rio die Fribourger Stadtgründung Nova Friburgo besucht hat.

Die Schweizer Botschaft

Die Räume der Schweizer Botschaft in Rio sind nüchtern, aber freundlich eingerichtet. Im Vorraum zum Büro des Botschafters hängen zwei Bilder mit Schweizerlandschaften. (Ähnliche Bilder in der gleichen Aufmachung sieht man auch in den Schweizer Botschaften in Lima und La Paz). Auf den beiden Cluhtischchen liegen, schön geordnet, mehrere Broschüren. Ausnahmslos alle werben für Schweizer Banken. Alle grösseren Geldinstitute der Schweiz sind darunter vertreten.

Bei dieser Feststellung denke ich unwillkürlich an die sattsam bekannte Klischee-Vorstellung von der Schweiz als dem Land der Banken und Geldbarone. Ob die Schweizer Botschaft in Rio wohl auch ihren Teil zum etwas schiefen Bild der Schweiz in Brasilien beiträgt?

Eine der vielen Favelas

Am späten Nachmittag führt uns Dayer zu Padre Italo, dem Pfarrer einer grossen Gemeinde von mehr als zehntausend Seelen. Der Grosseil von ihnen lebt in einer der vielen Favelas, die Rio so ziemlich rundherum "zieren" (von weitem sehen diese Dörfchen, aus kleinen Blech- und Holzbretterhütten bunt zusammengesetzt, meistens an den Hängen der vielen Hügel um Rio hinaufgebastelt, wirklich zierlich aus ...).

Padre Italos Pfarrkirche steht auf dem Dach eines mehrstöckigen Gebäudes. Neben dem Gotteshaus, einem sehr einfachen, pavillonartigen Bau, hält unter einem Vordach eine Lehrerin Leseunterricht. Vorne an der Wand steht eine Drehtafel, wie sie bei uns in alten Schulhäusern hier und dort noch zu sehen ist. In den Bänken sitzen

Knaben und Mädchen verschiedenen Alters und einige Frauen. Alle folgen sehr aufmerksam den Erklärungen der Lehrerin.

Mit Padre Italo fahren wir in seine Favela hinauf. Sie ist, wie er sagt, eine der besseren in Rio, gut organisiert, und die Bewohner finden sich immer wieder bereit, Räumlichkeiten für die Gemeinschaft zu errichten. Bereits haben sie ein Dispensarium und eine Kapelle gebaut. Nun sind sie daran, auf dem Tanzplatz einen Ausschank zu erstellen. Sie haben auch eine notdürftige Kanalisation gelegt.

Padre Italo stellt uns dem Tanzmeister vor, der uns stolz erzählt, dass seine Tanzgruppe beim letzten Karneval von Rio den zweiten Preis beim Konkurrenzanz gewonnen hat.

Dann steigen wir den Hang hinauf, bleiben bei jedem Häuschen stehen. Keines ist mehr als zwanzig Quadratmeter gross, und in den meisten lebt ein Dutzend Menschen. Padre Italo wechselt mit der Hausmutter jeweils einige Worte, erkundigt sich nach der Gesundheit, nach dem Vater oder nach sonstwas. Die Kinder, ganze Scharen, stehen um uns herum, laufen uns voraus, die meisten barfuss, bestaunen uns. Vor allem möchten sie fotografiert und gefilmt werden und selber durch unseren Fotoapparat sehen dürfen.

Die Frau, die zuoberst wohnt, ist, als sie uns kommen sah, sofort heruntergestiegen, um Padre Italo zu sagen, wir sollten unbedingt auch zu ihr hinaufkommen. Während unseres ganzen Aufstiegs steht sie nun oben vor ihrem Häuschen und schaut zu uns herunter. Wie wir zu ihr hinaufgelangen, lädt sie uns ein, in ihr Heim einzutreten, und zeigt uns stolz die Einrichtung. Immerhin stehen einige Möbel, zwei einfache Fauteuils, ein Diwan, ein Cluhtischchen und ein sauber überzogenes, richtiges Bett in den zwei Räumen, die von der Küche getrennt sind. Das Häuschen hat auch einen Abort. An den Wänden der zwei drei Räume hängen Heiligenbilder und Ausschnitte aus Illustrierten, bunt durcheinander. Auf dem kleinen Vorplatz, einer Terrasse ähnlich, pflegt die Frau einige Topfpflanzen. Hinter dem Häuschen hat sie sich ein Gemüsegärtchen angelegt. Dies alles zeigt uns die Frau, von ihren Kindern (sie hat nur ein halbes Dutzend) dabei unterstützt, mit grossem Besitzerstolz. Sie hat es, zusammen mit ihrem Mann, zu ein wenig mehr gebracht als die übrigen Bewohner dieser Favela, sie gehört schon sozusagen zu den wenigen Vermögenden in dieser engen Lebensgemeinschaft. Sie ist sich dessen bewusst und wäre, wie Padre Italo meint, tief beleidigt gewesen, wenn wir sie nicht besucht hätten. Deshalb drängte uns Padre Italo denn auch, trotz unserer Müdigkeit noch bis zum obersten Häuschen hinaufzusteigen. Diese Familie gelte in seiner Favela irgendwie als Vorbild. Obwohl der Vater nicht mehr verdiene als die meisten andern Männer der Favela, hätten die beiden Eheleute durch ihre vernünftige Haushaltung es fertiggebracht, sich ein zwar überaus einfaches, jedoch angenehmes und freundliches Heim zu schaffen. Solche Vorbilder könnten die Mitbewohner der Favela zu Gleichem anspornen. Leider gebe es noch nicht viele, und auch in seiner

Favela sei diese Familie noch eine der wenigen Ausnahmen. Doch Padre Italo setzt grosse Hoffnung in solche Vorbilder für die Entwicklung der Menschen seiner Favela.

Nachdem wir mehr als eine Stunde in dieser Favela verbracht, unsägliches Elend, unbeschreibbaren Schmutz und menschenunwürdige Zustände gesehen haben, kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Menschen hier nicht eigentlich unglücklich sind. Vielmehr scheint mir, dass sie auf ihre Art durchaus glücklich und zufrieden leben. Ich frage Padre Italo, der diese Favela und auch andere seit mehreren Jahren kennt, wie er das sieht. Er bestätigt meinen Eindruck. Es sei für ihn etwas vom Unerklärlichsten in seiner ganzen Tätigkeit. Die Menschen in der Favela seien wirklich glücklich, und wenn man die Krankheiten wirksam bekämpfen und für eine genügende Ernährung sorgen könnte, dann wäre diesen Menschen in den Elendsquartieren schon weitgehend geholfen.

Die Schweizer Wirtschaft in Brasilien

Zum Nachtessen sind wir bei Botschafter Stadelhofer zu Gast. Seine Residenz steht an einem Hang ob Rio, mit wunderschöner Sicht auf die Stadt. Natürlich wird sie ständig bewacht. Beim Gespräch mit Botschafter Stadelhofer kommen wir - wie wäre es anders zu erwarten! - auch auf die Investitionen von Schweizer Firmen in Brasilien zu sprechen. Botschafter Stadelhofer betont, er sei noch zu wenig lange in Brasilien, um die Lage allgemein und diesbezüglich richtig beurteilen zu können. Immerhin habe er früher einige Jahre in Argentinien gearbeitet, das irgendwie mit Brasilien vergleichbar sei. Er weiss, dass die Schweiz der viertgrösste ausländische Investor in Brasilien ist, und er glaubt, dass die Privatinvestitionen der Schweizer für Brasilien einen Vorteil bedeuten. Er ist entschieden für Privatinvestitionen. Sie seien immer noch die beste Art von technischer Entwicklungshilfe. Er ist sich jedoch der heftigen Kritik bewusst, die vor allem in der Schweiz an diesen Privatinvestitionen geübt wird, weshalb er diese einmal objektiv untersuchen möchte. Nach seiner Meinung sollte es möglich sein, einige Schweizer Firmen, die in Brasilien investieren, dazu zu bewegen, alle ihre Karten offen auf den Tisch zu legen, damit man einmal ein genaues Bild vom Ausmass der Investition, des Gewinns, der Reinvestition, der Sozialleistungen etc. der betreffenden Firma erhalte. Zunächst sollte es einen internen Bericht für EPD und EVD geben, der dazu dienen könnte, auf gewisse diffamierende Kritiken in der Schweiz fundiert zu erwidern. Die Untersuchung könnte von der Botschaft aus durchgeführt werden. Danach könnten für bestimmte Aspekte Wissenschaftler zugezogen werden.

Wir unterstützen Botschafter Stadelhofer in seiner Absicht, geben jedoch zu bedenken, dass die Untersuchung stark an Wert verlieren und den Kritiken kaum standhalten würde, wenn allzu leicht der

Einwand gemacht werden könne, sie sei von Leuten durchgeführt worden, die offensichtlich voreingenommen seien. Botschafter Stadelhofer versteht unsere Bedenken. Er könnte sich auch vorstellen, dass diese Untersuchung von je einem schweizerischen und einem brasilianischen Studenten, eventuell auch linksgerichteten, in Form einer Dissertation gemacht würde. Allerdings würde es dann schwieriger sein, Schweizer Firmen dafür zu gewinnen, sich in der Untersuchung zu unterziehen.

Das brasilianische Regime

Soweit er, nach so kurzem Aufenthalt in Brasilien, sehen könne, meint Botschafter Stadelhofer, stünden heute die Arbeiter und die Wirtschaftsfachleute entschieden auf der Seite des Regimes. Nur die Studenten opponierten. Er habe natürlich hauptsächlich mit dem Aussenministerium zu tun. Dieses arbeite gut und viel und auch rationell.

Was die Grausamkeiten gegen Indianer betrifft - und hier drückt sich Botschafter Stadelhofer noch vorsichtiger aus als sonst während des Gesprächs -, so seien solche bei der Erschliessung der Urwaldgebiete gewiss vereinzelt vorgekommen, sie seien aber kaum zu verhindern gewesen. Jedenfalls glaubt er nicht, dass sie prämeditiert begangen worden seien.

In gewisser Beziehung sei das Regime Brasiliens sicher diktatorisch. Man müsse sich aber fragen, wie weit es möglich wäre, ein Land wie Brasilien heute ohne Anwendung diktatorischer Methoden zu regieren. Seine ersten Eindrücke von Brasilien seien jedenfalls durchwegs positiv. Allerdings müssten sowohl seine Botschaft als auch seine Residenz immer noch ständig bewacht werden, und auf seinen Fahrten werden sein Wagen - sinnigerweise immer noch mit dem CD-Schild - vorne und hinten von je einem Wagen der Polizei eskortiert.

PERU 1

26. Oktober 1971

Ankunft in Lima

Mitten in der Nacht kommen wir auf dem Flughafen "Jorge Chavez" in Lima an. Die Zollformalitäten wickeln sich hier - so scheint mir - viel organisierter ab als in Rio. Die Limenos sprechen überaus schnell, und da sich mein Ohr noch nicht an das Castellano gewöhnt hat, können wir uns nur durch Handzeichen verständigen. Wir müssen das Geld, das wir auf uns tragen, genau deklarieren. Peru kennt zur Zeit eine strenge Devisenkontrolle. Beim Banco de la Nacion werden zudem nur Dollar gewechselt. Brasilianische Cruzeiros werden nicht angenommen.

Im Hotel "Crillon" vermeint man sich in einer Vielvölkergemeinschaft. Die "Konferenz der 77" soll am selben Tag eröffnet werden, und im Hotel sind Menschen jeder Hautfarbe anzutreffen. Wir sind sehr müde - wir sind seit mehr als dreissig Stunden unterwegs - und geniessen die Bequemlichkeiten eines modernen Hotels.

Die Cotesu

Um zehn Uhr treffen wir in den Büroräumen der COTESU ein. Die Begrüssung ist sehr herzlich. Die Zentrale arbeitet mit beschränktem Personalbestand. Hans-Peter Rychen muss wegen seiner Gelbsucht zu Hause bleiben, Jean-Paul Turin steht Jakob Meier, dem neu angekommenen Futterbauexperten für Jenaro Herrera, bei einigen Antrittsbesuchen bei. Man hört nicht selten klagen, die Arbeit bringe einen manchmal um wertvolle Nachtstunden.

Kurt Burri schildert uns ausführlich - oft aus seiner persönlichen Vergangenheit erzählend - die Entstehung der Peru-Projekte. Es entsteht so eine interessante Geschichte, die einiges beiträgt zum Verständnis der eigentlichen Wesensart der Projekte. Kurt Burri erzählt gern und gut, und man langweilt sich nicht beim Zuhören.

Die Schweizer Wirtschaft in Peru

Am späten Nachmittag machen wir einen Höflichkeitsbesuch bei Botschafter Frei. Er beurteilt die Zukunft des Regimes als gesichert. Auch hier kommen wir auf die Privatinvestitionen ausländischer Firmen zu sprechen. Für Botschafter Frei sind diese Investitionen einfach ein Geschäft. Wenn dabei noch Entwicklungshilfe geleistet werde, so sei dies reiner Zufall und nicht direkt gewollt. Alles, was ausländische Firmen unternehmen, diene ausschliesslich ihren Profitinteressen. Dafür müssten sie natürlich in gewissen Fällen auch zuerst einheimische Arbeiter ausbilden. Das komme natürlich auch dem Gastland zugute. Dasselbe gelte auch für die Infrastruktur, die ausländische Firmen für die Errichtung ihrer Unternehmungen schaffen müssten. Aber alles geschehe immer in Funktion der Firmeninteressen und kaum je mit dem Ziel, zur Entwicklung des Gastlandes beizutragen. Kurt Burri betont, im Gegensatz zu früher hätten die Auslandschweizer

im Allgemeinen grosses Verständnis für die Technische Zusammenarbeit in ihrem Gastland. Es komme hie und da vor, dass Einzelne von ihnen ihre Ferien direkt in einem Projekt oder in dessen Nähe verbringen, um das, was getan wird, persönlich kennenzulernen.

Das Valle de Santa Eulalia

27. Oktober 1971

Wir werden von zwei Camionetas der Empresas Electricas Asociadas im Hotel abgeholt. Die Chauffeure fahren sicher, sodass wir auch auf den furchterregenden Strassen, die im Valle de Santa Eulalia gebaut worden sind, keine Angst zu haben brauchen. Ingenieur Marcel Marchand von den EE.EE.AA. begleitet uns, er erklärt uns eingehend das Kraftwerk Huinco, eines der mehreren, in denen die EE.EE.AA. den Strom für das Gran Lima erzeugen. Er kann uns auch unterwegs manch Wissenswertes berichten. Wenn er spricht, wird offenbar, dass er nicht nur der Fachmann ist, der sich ausschliesslich um seine rein technischen Belange kümmert, sondern dass ihn auch die Lebensverhältnisse und das Gedeihen der Menschen beschäftigen, die in diesem - in Zeitpunkt unseres Besuches wenigstens - recht trostlos aussehenden Tal leben. Man spürt bei ihm, dass ihm das Wohlergehen dieser Menschen am Herzen liegt. Ob dies auch bei den übrigen Fachleuten, die bei den EE.EE.AA. an leitender Stelle wirken, der Fall ist, können wir persönlich nicht feststellen. Wenn ich nach dem urteilen müsste, was verschiedenen Gesprächen während unseres Aufenthaltes zu entnehmen ist, wäre ich geneigt, dies zu bezweifeln. Was von den EE.EE.AA. zugunsten der Bewohner dieses Tales noch getan wird, geschieht wohl mehr deshalb, weil das Gedeihen der EE.EE.AA., einer der zwei grössten Elektrizitätsgesellschaften in Peru neben "Lima Light and Power", eng mit der Weiterentwicklung der Talbevölkerung verbunden ist.

Das Kraftwerk Huinca, vollständig im Berg drin, steht, soweit ich es beurteilen kann, mit seinen Einrichtungen unseren schweizerischen Kraftwerken in nichts nach.

In Vicas werden wir von den Dorfbewohnern sehr freundlich begrüsst. Die alten Bekannten unter uns wie etwa Kurt Burri und Joseph Dubach, werden in der für Peru (und auch für Bolivien) typischen Art willkommen geheissen: Händedruck - Umarmung mit gegenseitigem, mehrmaligem und nicht zu schwachem Klopfen auf die Schultern - Händedruck.

Wir besichtigen die Dorfkäserei und den Genossenschaftsladen. In der Käserei erklärt uns der einheimische Käser, wie er den Käse herstellt. Der kleine, offensichtlich sehr scheue Mann, erläutert auf leicht verständliche, anschauliche Art seine Arbeit. Das Produkt ist für meinen Geschmack eine Gaumenfreude, wenn ich mir auch bewusst bin, dass der "Queso andino", täglich genossen, zu einer eintönigen Speise würde. Die Käserei ist sehr sauber gehalten, und ich habe

nicht den Eindruck, dass nur wegen unseres angekündigten Besuches für Sauberkeit gesorgt wurde.

Auch im Laden herrscht Ordnung. An den Wänden hängen Plakate, die von der Regierung abgegeben werden und die Campesinos dazu auffordern, sich in Genossenschaften zusammenzuschliessen, damit ihnen die Vorteile der Reforma agraria nicht verlorengelassen: "Por fin hay justicia agraria en el Peru. Los campesinos lograran mayores ingresos uniéndose en una Cooperativa o Sociedad Agricola de Interés Social." Die Plakate rufen die Campesinos ferner dazu auf, bei Gebietsstreitigkeiten sich an den amtlichen Richter zu wenden: "Hermano, si tienes un juicio por tus tierras, por tu cooperativa o comunidad, consulta con el abogado de la Zona Agraria. Ahora ya no pagaras abogado, papel sellado, ni notificaciones por correo. Por fin hay justicia en el campo gracias al Gobierno Revolucionario!" Und alle diese Schlagwörter sind von naturalistischen Darstellungen begleitet. An der Wand hängt ferner, sehr übersichtlich und in sauberer Druckschrift, ein Estado de Economias de la Cooperativa Vicas am 30. Juni 1971. Ueber Einnahmen und Ausgaben wird offen Rechenschaft abgelegt. Wenn nun die Campesinos noch selber erkennen würden, dass es nicht ungefährlich ist, Schädlingsbekämpfungsmittel und chemische Produkte zur Viehpflege in den Gestellen oberhalb der Lebensmittel aufzubewahren, dann könnte der Laden, so einfach er ist, beinahe als vollkommen bezeichnet werden. Joseph Dubach meint allerdings, er werde wohl selber die Campesinos auf diesen Mangel aufmerksam machen müssen. Soweit reiche ihre Ueberlegung wahrscheinlich noch nicht.

Auf dem Dorfplatz ist eine Tafel hergerichtet worden, mit Tischtuch und Blumen, beides aus Plastik. Peru scheint, wie ich im Verlaufe unserer Reise feststellen muss, Naturblumen als Hausschmuck kaum zu kennen. Die Campesinos entkorken eine Flasche Champagner, alle trinken ein Gläschen davon auf gegenseitiges Wohlergehen. Ein Vertreter der jungen Generation und der Stellvertreter des Alcalde heissen uns in einfachen Worten willkommen. Beide betonen, wie viel ihnen die COTESU gebracht habe.

Im Gespräch mit einem Campesino, der neben mir steht, erfahre ich einiges über das Dorf: die Häuser im Dorf verfügen über elektrisches Licht. Die Familien sind nicht sehr gross, im Durchschnitt haben sie vier fünf Kinder. Der Campesino fragt mich seinerseits, ob die Schweiz ein grosses Land sei. Ich verneine dies natürlich und versuche, ihm zu erklären, dass unser Land im Vergleich mit Peru sehr klein ist. Er jedoch spezifiziert: "Economicamente grande?" Ich versuche deshalb, ihm zu erklären, worin die wirtschaftliche Grösse unseres Landes liegt. Er hört aufmerksam zu. Dann fragt er, ob es in der Schweiz auch Kommunisten gibt. Ich beantworte auch diese Frage.

Dies alles finde ich deshalb besonders erwähnenswert, weil es, soweit es die Campesinos, die mir in Peru und Bolivien begegnet sind, betrifft, die einzige Gelegenheit blieb, wo mir Fragen über die Schweiz gestellt wurden. Diese Feststellung kann natürlich verschiedentlich gedeutet werden: wahrscheinlich wurden die Leute nicht

zum Fragen erzogen; vielleicht finden sie es einfach unangebracht, einem Gast Fragen zu stellen; sicher ahnen sie auch nicht, was für Unterschiede zwischen ihrem Land und der Schweiz bestehen; vielleicht ist ihre Apathie so gross, dass sie nicht mehr realisieren können als das was um sie herum ist. Immerhin bin ich versucht, das Interesse dieses Campesinos an den Verhältnissen in unserem Land im Sinne einer geistigen Oeffnung bei diesem Manne zu deuten. Ob man in dem Sinne verallgemeinern kann, dass in Vicas die Entwicklung des ganzen Menschen begonnen hat?

Auch in Opica sind die Einrichtungen sehr sauber. Das Vieh, das im Stall steht, ist gesund und scheint wohl zu gedeihen. Neben dem Stall, in einem Gehege, hält Dr. Perez etwa ein Dutzend junge Schweine. Er hat sie einige Tage vorher gekauft. Nun möchte er den Campesinos, die in Opica Kurse besuchen, die Schweinezucht und -pflege beibringen. Dies im Sinne einer Diversifikation der Landwirtschaft im Tal, eine Massnahme, die sich auf die Dauer unbedingt aufdrängt.

Die Campesinos in Opica haben für unseren Besuch ein besonderes Mittagssmahl zubereitet. Sie haben ein Loch in die Erde gegraben und mit glühendheissen Steinen ausgelegt. In diesen Ofen haben sie Fleischstücke (Schaf, Schwein, Rind) getan und dann mit weiteren heissen Steinen, einem dicken Blech und einer Schicht Erde zugedeckt und einige Stunden in ihrem Fett schmoren lassen. Unter den Blicken der Gäste werden die gebratenen Fleischstücke ausgegraben und serviert. Die Gäste setzen sich an den Tisch und essen. In ihrer Runde sitzen von den Peruanern einzig Dr. Perez und Herr Vento, der Beauftragte der Regierung für genossenschaftliche Ausbildung. Auf unsere Frage, warum die Campesinos nicht mit uns am Tisch essen, erklärt man uns, sie zögen es vor, unter sich zu sein und die Mahlzeit in eigener Gesellschaft, auf ihre Art zu geniessen, ohne dabei fremden Blicken ausgesetzt zu sein.

Auch in San Pedro de Casta werden wir von den Dorfbewohnern sehr herzlich willkommen geheissen. Die Männer und auch einige Frauen schieben sich herbei. In der Käserei sind zwei Kärserschüler an der Arbeit. Sie machen ruhig weiter und lassen sich in keiner Weise stören. Ich habe den Eindruck, dass sie glücklich sind, das zeigen zu können, was sie gelernt haben. Das Milchrapportheft ist übersichtlich geführt. Auch der Dorfladen wird uns stolz gezeigt. Die Auswahl an Produkten ist nicht klein. Darunter fällt mir eine Auswahl an Kondensmilchbüchsen auf. Joseph Dubach erklärt mir, die Dorfbewohner kauften lieber die teure, von Lima hertransportierte Büchsenmilch als die frische Milch, die im Dorf selber produziert wird. Sie zögen es auch vor, das von Lima hergebrachte Brot für teures Geld zu kaufen. Deshalb habe die Bäckerei, die früher im Dorf eingerichtet worden war, nicht rentiert.

Die Schulkinder stellen sich bei unserem Kommen sofort in einer Gruppe auf und beginnen, Lieder zu singen. Vor allem laut, begeistert könnte man sagen. Es sind Heldenlieder, Hochlieder auf Peru: "Arriba, arriba, arriba el Peru!"

Die Schulräume erinnern mich stark an meine eigene Primarschulzeit in Poschiavo vor zwanzig Jahren. Alles ist zum Verwechseln ähnlich. Nur war es in den Schulstuben, die ich erlebt habe, um einiges sauberer, wobei die Lebensbedingungen in meinem Heimatdorf schon damals um einiges komfortabler waren als heute in San Pedro de Casta.

Eine der sechs Lehrerinnen - keine von ihnen stammt aus San Pedro de Casta selber - berichtet mir, im Dorf selber gebe es nur eine Primarschule (1 Jahr preescolar, 5 Jahre primaria). Die Knaben und Mädchen gehen getrennt zur Schule, wie überall in Peru, wo es jeweils im Dorf genügend Schulkinder gibt. Die Kinder besuchen die Schule von Montag bis Freitag täglich von neun bis zwölf und von zwei bis fünf Uhr. Sie bekommen täglich Hausaufgaben, je nachdem viel oder wenig. In San Pedro de Casta haben es die Kinder ein wenig leichter bei ihren Hausaufgaben, da es dort elektrisches Licht gibt. Allerdings müssen die Kinder nach der Schule zu Hause helfen, sei es auf den Feldern oder mit dem Vieh. Die Eltern müssen die Bücher und Hefte selber kaufen, was oft zur Folge hat, dass Kinder ohne Bücher und Hefte in die Schule kommen. Als Spiele kennen die Knaben eigentlich nur Fussball, die Mädchen spielen sehr gerne Volleyball.

Neben der Schule hält ein Lehrer mit seiner Klasse eine Schar Hühner, einige Dutzend. Mit dem Gewinn (vor allem Verkauf von Eiern), der daraus gezogen wird, wird die kleine Hühnerfarm weiterausgebaut. Später soll auch Material für die Schule gekauft werden, vor allem neue Bänke. Die Hühner werden von den Schülern betreut, die ihre Sache gut zu machen scheinen.

Die Weiterbildungsmöglichkeiten sind für die Knaben und vor allem für die Mädchen von San Pedro de Casta sehr beschränkt. Nach der Primarschule können nur die besten - es sind sehr wenige - eine weitere Schule besuchen. Dazu müssen sie nach Chosica oder gar nach Lima gehen und dort bei irgendeiner Bekannten- oder Verwandtenfamilie unterkommen. Das Geld für die Pension und für die Kosten der Schule können nur die wenigsten Dorfbewohner des Dorfes aufbringen. Die Lehrerin sieht in dieser Beziehung auch für die Zukunft keine Besserung.

Das Senati

28. Oktober 1971

Besuch des Nucleo Suizo im Senati (Servicio Nacional de Aprendizaje y Trabajo Industrial). Herr Sennhauser, der Projektleiter, holt uns im Hotel ab. Vor dem Eingang zum Senati-Komplex wartet eine lange Menschenschlange, hauptsächlich junge Burschen und Frauen. Es sind Burschen, die zu den Aufnahmeprüfungen für eine Lehre im Senati zu-

gelassen werden möchten. Viele von ihnen werden abgewiesen werden, teils weil nicht genug Lehrplätze vorhanden sind, teils aber auch, weil sie die Voraussetzungen dazu nicht mitbringen. Immer wieder übernachten einige vor dem Eingang zum Senati, um am nächsten Morgen als Erste an der Reihe zu sein.

Der Nucleo Suizo verfügt über helle, gut eingerichtete Schulungsräume, vor allem die Lehrwerkstatt ist sehr grosszügig ausgestattet. Und die Lehrer geben ohne weiteres zu, dass eine solche Lehrwerkstatt in der Schweiz nicht leicht zu finden ist. Die Lehrlinge sind fleissig an der Arbeit, sie schauen kaum auf, wenn wir an ihrer Werkbank vorbeigehen. Möglicherweise ist es auch so, dass sie nicht selten Besuch haben. Also etwas Alltägliches.

Der Nucleo Suizo produziert seit einiger Zeit auch Geräte und Maschinenbestandteile für den inländischen Markt. Herr Sennhauser legt jedoch Wert darauf, dass dabei, wenn irgendwie möglich, ausschliesslich mit Rohstoffen gearbeitet wird, über die Peru selber verfügt.

Die fünf Schweizer Lehrer sind mit ihren Schülern sehr zufrieden, die Arbeitsdisziplin ist sehr gut, die persönlichen Beziehungen Lehrer-Schüler sind ungestört, jedenfalls kennt man in Peru die in der Schweiz besonders in der letzten Zeit aufgetretenen Konflikte in den Lehrwerkstätten nicht oder noch nicht. Da die Auslese - vor allem im Nucleo Suizo - sehr streng ist, haben es die Lehrer mit sehr guten Schülern zu tun, und sie können mit ihnen ebenso gute Resultate erreichen wie mit Schweizer Schülern während derselben Lehrdauer (im Nucleo Suizo normale Lehrzeit: 3 Jahre - in der Schweiz: 4 Jahre).

Zwei von den häufigen Anschriften, die hier und dort im Senati zu sehen sind: Auf den Abfallkörben "Que el Senati sea nuestro orgullo. Mantengamoslo limpio!" - Im Kontrollraum des Nucleo Suizo "Confianza esta bien, control es mejor!"

Die "fünfte Schweiz" in Peru

Mittagessen mit dem Consejo Economico Consultivo Suiza-Peru (Schweizerisch-peruanische Handelskammer) im Hotel Crillon. Vierzig bis fünfzig Männer sind anwesend. Wir, die Gäste, sitzen vorne an einem langen Tisch zusammen mit dem Präsidenten und Kurt Burri. Die andern Mitglieder des Consejo sitzen an Vierertischen. Es kann also kein persönlicher Kontakt zustandekommen. Während des Essens hält jeder von uns Gästen einen kleinen Vortrag: Pierre Barras über seine Tätigkeit als Experte für Journalistenausbildung in Guinea, Ulrich Arnd über die Arbeit eines Bundeshausjournalisten in Bern, Hans-Ulrich Büschi über Entwicklungshilfe und Information vom innenpolitischen schweizerischen Standpunkt aus betrachtet, ich selber über die Entwicklungshilfe der Schweiz allgemein. Die Anwesenden hören zwar zu, ich habe aber nicht den Eindruck, dass sie es wirklich mit

Interesse tun. Sie sind höfliche, wohlerzogene Leute. Der Präsident entschuldigt sich bei mir, dass er den eigentlichen Speisesaal des Crillon nicht habe bekommen können. Dort seien jetzt eben die Leute der "Konferenz der 77", die hätten natürlich mehr Recht als der Consejo. Der Präsident ist nicht gerade begeistert von dieser Konferenz. Diese Leute kämen nun nach Lima, führten da zwei Wochen lang ein angenehmes, teilweise sogar ausschweifendes Leben auf Kosten ihres Staates, der ohnehin schon nicht reich sei, rissen in der Konferenz das Maul weit auf und stellten Forderung um Forderung an uns, die Industrienationen. Dabei hätten sie selber überhaupt nichts zu bieten. Aber immer mehr fordern könnten sie wohl. Ich wende ein, es sei ganz gut, wenn sich alle 95 anwesenden Staaten auf klargefasste, gemeinsame Forderungen einigen und diese den Industrienationen präsentieren würden. Dann wüssten diese endlich genau, was von ihnen erwartet wird, und könnten auch genau sagen, wieviel sie davon zu leisten bereit seien. Der Präsident lässt meinen Einwand nicht gelten, sondern besteht noch stärker darauf, die Mühe der Industrieländer sei vergebens, die Entwicklungsländer würden nur ständig fordern, fordern, das Erhaltene in Prestigeobjekten anlegen, dann wieder fordern. Sie selber hätten jedoch nichts zu bieten. Ja, er selber kenne die Verhältnisse in den Entwicklungsländern sehr gut, er sei schon in Kenya, Tansania, Senegal, Algerien, Südafrika, Australien etc. etc. gewesen ... Immerhin hat er sich durch Autoverkauf eine finanziell beneidenswerte Existenz in Peru aufbauen können.

Derselbe Präsident des Consejo versteigt sich bei einer andern Gelegenheit - vielleicht ein bisschen unter Alkoholeinfluss - zur Äusserung, die Indianer in der Sierra und in der Selva seien ja eigentlich keine Menschen, sondern im Grunde seien sie Tiere, mit Kleidern angezogen wie im Zirkus, aber Menschen seien sie nicht. Sie reagierten auch wie Tiere und überhaupt nicht vernünftig wie Menschen. So seien sie fähig, die ganze Ernte zugrundegehen zu lassen, wenn diese gerade im Augenblick reife, da traditionsgemäss im betreffenden Stamm ein längeres Fest gefeiert wird. Dann würden sie eben feiern, saufen und schmausen, und die Ernte könne ruhig verderben, auch wenn machher gehungert werden müsse. Das mache doch ein Mensch nicht, aber diese Indianer seien eben keine Menschen ...

Meine Reisebegleiter Arnd und Büsschi haben mit der "fünften Schweiz" ähnliche Erfahrungen gemacht. Unser Eindruck von den Auslandsschweizern in Lima ist - verallgemeinernd - der von einer "grossklotzeten" Gesellschaft, der es sehr lange mehr als nur gut gegangen ist, die es auch jetzt noch gut hat im Vergleich zu den meisten Bewohnern Perus. Weil sie heute aber mehr Steuern als früher bezahlen muss (nicht mehr als die Peruaner in gleichen Verhältnissen), weil sie ihre Gewinne nicht mehr ungehindert im Ausland in Sicherheit bringen kann, etc., hat sie für ihr Gastland nur bittere Worte und erwartet von der Schweiz, dass sie ihr zu Hilfe eilt und beisteht, ihren Wohlstand zu erhalten. Ich will unsern Eindruck von der

"fünften Schweiz" in Peru nicht verallgemeinern, denn ich weiss nicht, ob diejenigen, denen wir in Lima begegnet sind, die Regel darstellen oder eher die Ausnahme.

Nochmals die "fünfte Schweiz"

Abends sind wir bei Burris eingeladen. Angenehme Stimmung. Längeres Gespräch mit Christian Tgetgel, einem Architekten, der seit 15 Jahren mit seiner Familie in Peru lebt. Er selber beurteilt die Auslandschweizer im Allgemeinen ähnlich wie wir. Vor 15 Jahren hätten sie in Peru noch leicht gute Geschäfte machen können. Die Zeiten seien heute jedoch nicht mehr so gut.

Vor 15 Jahren sei jeder nach seinem Vermögen eingestuft worden, und man habe bei Zusammenkünften offen von dem mit 12 Millionen, von jenem mit 7 Millionen gesprochen, und wenn einer keine Millionen gehabt habe, dann sei er eben niemand gewesen.

Allmählich werde aber in dieser Beziehung doch manches besser. Es kämen immer mehr junge Schweizer als einfache Angestellte (von Schweizer oder Peruaner Firmen) ins Land, sie bezögen einen rechten Lohn, der aber nicht genüge, um damit zu protzen. Vor allem seien die jungen Schweizer viel weltoffener, aufgeschlossener und hätten vielmehr Verständnis für die Probleme des Landes.

Tgetgel selber würde, wenn er Peru verlassen möchte, kaum in die Schweiz zurückkehren. Obwohl er als Architekt in Peru fachlich immer noch an vorderster Front steht, ist er gegenüber der Entwicklung in der Schweiz doch ins Hintertreffen geraten. Viele Materialien und viele Techniken werden in Peru noch nicht angewendet, und Tgetgel würde in der Schweiz viel zu lange Zeit brauchen, um den Rückstand aufzuholen. Mit seinen Kenntnissen, die heute in Peru noch als modern gelten, könnte er in der Schweiz die anspruchsvolle Kundschaft kaum mehr befriedigen.

Tgetgel gibt offen zu, dass er dank den Verhältnissen, die er in Peru antraf, eine blühende Existenz aufbauen konnte. So leicht wäre ihm dies in der Schweiz bestimmt nicht gelungen. Und obwohl auch er von der peruanischen Steuerbehörde zu zunehmend höheren Abgaben herangezogen wird, empfindet er doch Dankbarkeit gegenüber dem Land, dass ihm so angenehme Möglichkeiten geboten hat und noch immer bietet.

Er interessiert sich auch sehr für die Werke der technischen Zusammenarbeit in Peru, u.a. ist er der eigentliche Urheber des Projektes mehrerer Schweizer Hilfsorganisationen im erdbebenverwüsteten Callejon de Conchucos.

Er ist übrigens überzeugt, dass die Militärregierung gute Aussichten habe, das Land in der Entwicklung vorwärtszubringen.

PERU 9

Der Schuhputzer

29. Oktober 1971

Um neun Uhr finden wir uns auf dem Flughafen "Jorge Chavez" ein und reservieren Fensterplätze im Flugzeug nach Iquitos. Einer der vielen halbwüchsigen Schuhputzer pirscht sich an uns heran. Er mustert unser Schuhwerk und fragt dann auf Castellano, ob wir saubere Schuhe haben möchten. Wir lehnen ab. Wozu auch saubere Schuhe haben, wenn man nach Iquitos und Jenaro Herrera reist. Er jedoch lässt nicht locker. Nach zehn Minuten taucht er wieder auf und fragt: "Schuhputz, Señor?" Ich nicke und lasse mich, während er meine Schuhe putzt - er tut dies beinahe liebevoll -, auf ein Gespräch mit ihm ein. Er will wissen, woher wir kommen und was wir in Peru machen.

Von ihm erfahre ich Folgendes: Er heisst Julian Lima Jorge und wohnt bei seinem Padrino im Barrio el Planeta. Er ist 19 Jahre alt. Seine Eltern sind gestorben, deshalb kam er aus der Sierra zu seinem Padrino. Nun putzt er am Tag auf dem Flughafen Schuhe, am Abend und nachts studiert er Mathematik, Physik und Chemie. Er will die Escuela mayor machen. In einem Jahr hofft er abzuschliessen. Dann will er an die "Patrice Lumumba" - Universität nach Moskau gehen. Die Russen geben eben Stipendien dafür.

Für das Schuhputzen verlangt er 4 Soles. Für ihn ist das wahrscheinlich viel, für mich sind es bloss 40 Rappen. Er sammelt Münzen anderer Länder. Eine russische hat er schon. Aus den Schweizer Münzen, die ich ihm zur Auswahl anbiete (2, 5, 10, 20, 50 Rappen), wählt er den Zweiräppler. Ich mache ihn darauf aufmerksam, dass die andern alle mehr wert seien als die von ihm gewählte. Er zieht trotzdem die vor, sie sei eben schöner, sie sei rotgolden und trage das Schweizerkreuz. Die gefalle ihm eben besser. Er bittet mich um meine Schweizer Adresse. Er sagt, er wolle mir schreiben, auf Weihnachten. - Bis jetzt habe ich noch keinen Brief von ihm bekommen.

Flug nach Iquitos

Um elf Uhr fliegt die Düsenmaschine der Faucett ab. Wir fliegen, laut Angaben des Kapitäns, in 9000 m Höhe. Von den Anden sehen wir nichts. Eine dichte Wolkendecke verdeckt uns die Sicht. Erst als wir bereits über die Selva hinweg Iquitos zuschweben, lockern sich die Wolken allmählich auf. Sie werfen ihre Schatten auf den Urwald. Das Flugzeug fliegt so hoch, dass der Urwald wie eine einfarbige (eine Mischung von graubraun und dunkelgrün) eintönige Ebene erscheint, nur hie und da von den braunen Flüssen unterbrochen. Die Wasserläufe winden sich mühsam durch die Selva, ihr Lauf spottet jeder menschlichen Logik und erwecken manchmal den Eindruck, als würden sie sich dagegen wehren, ständig abwärts zu fliessen, und sich deshalb lieber um sich selber schlängeln. Die Sicht reicht nicht weit, sodass wir uns über die Unermesslichkeit der Selva höchstens dadurch Rechenschaft geben können, dass der Flug über sie

hinweg bis nach Iquitos mehr als zwei Stunden dauert. Das Flugzeug zieht über Iquitos eine weite Schleife. Man tut etwas für den Tourismus. Die Stadt erscheint sehr klein. Dem ungeübten Auge entgehen die am Rande der Stadt liegenden Wohngebiete, die keine klare Trennung zu den Anbaufeldern bilden. Nur dort, wo die Stadt an den Urwald grenzt, ist die Stadtgrenze klar erkennbar. Die Düsenmaschine landet glatt auf der Naturpiste. Feuchtheisse Luft schlägt uns entgegen. Die Zollformalitäten sind schnell erledigt. Der Fremdenverkehr zeigt schon seine Spuren: Kinder wollen unser Gepäck tragen, sie reißen es uns fast aus den Händen, Taxichauffeure bieten uns sehr aufdringlich ihre guten Dienste an, Kinder wollen uns dies und das verkaufen, Bettler strecken hier und dort ihre Hand um eine milde Gabe aus.

Iquitos die Urwaldstadt

Daniel Marmillod holt uns am Flugplatz ab. Er hat für unsere kleine Gesellschaft eine Camioneta organisiert. Sie ist nicht unbedingt sehr bequem, erlaubt uns aber eine freiere Sicht auf alles, was uns auf der Fahrt in die Stadt begegnet.

Ich habe mir von der Urwaldstadt Iquitos offensichtlich eine falsche Vorstellung gemacht, denn, als die Camioneta mitten in der Stadt ohne besonderen Grund plötzlich stark bremst und dann stillsteht, bin ich zu meiner eigenen Ueberraschung erstaunt, ein rotes Verkehrslicht über der Kreuzung zu entdecken. Jedenfalls wird mir zusehends klarer, dass der Unterschied zwischen Iquitos und einer europäischen Stadt etwa in Italien nicht im äusseren Erscheinungsbild zu suchen ist. Da muss man wohl dem Wesen der Stadt schon tiefer auf den Grund dringen.

Im Hotel "Turista" müssen wir zuerst um unsere Zimmer kämpfen, obwohl das Gasthaus durchaus nicht vollbesetzt zu sein scheint. Doch der Empfangschef will sich an die vor einer Woche von Hanspeter Fischer besorgte Reservation nicht mehr erinnern. Erst auf unsere Drohung hin, wir würden ein anderes Hotel beziehen und dafür entsprechende Reklame für das "Turista" machen, sucht er dann doch nach freien Zimmern und findet auch die entsprechenden Räume. Diese sind klimatisiert und auch sonst komfortabel. Wir legen uns gerne hin, da wir abgespannt sind vom Amazonasklima, und da zudem die Hitze um die Mittagszeit zu gross wäre, um die Stadt auszukundschaften.

Als wir nach dem Mittagessen (Palmmarksalat und Ceviche, ein Amazonas-Fisch; Jugo de papaya con hielo) einen Kaffee bestellen, bietet man uns Nescafé an von der "Perulac", der peruanischen Tochtergesellschaft von Nestlé.

Am späteren Nachmittag gehen wir zuerst zum Markt und dann nach Belén, dem Armenviertel von Iquitos. Die Hütten sind teilweise auf Pfählen gebaut. Bei Hochwasserstand werden die Wege, die jetzt voll

PERU 11

von Dreck und Abfällen sind, zu Kanälen. Jetzt füllen sie sich allmählich auf. Frauen und Kinder, viele Kinder jeglichen Alters, und auch Männer stehen oder sitzen da und dort, am Boden, vor den Hütten, an den Hüttenwänden lehnd. Sie sehen uns an. Wir sind Touristen wie die vielen anderen, die täglich kommen und wieder gehen. Höchstens die Kinder schauen uns ein wenig neugierig an. Der Blick der meisten Erwachsenen ist leer, apathisch. Die Armut und das Elend sind unbeschreiblich, soweit wir sehen können. Und wenn man noch an die Krankheiten denkt, die man nicht sieht und die doch die Menschen hier langsam dahinsiechen lassen, dann ist man eigentlich erstaunt, dass die Leute hier die Fremden nicht hasserfüllt anblicken, und dass sie trotz allem eher zufrieden und glücklich erscheinen.

Von Iquitos nach Jenaro Herrera

30. Oktober 1971

Gegen neun Uhr besteigen wir das kleine Boot. Es hat zwei Motoren und dürfte deshalb stark genug sein, um die neun Insassen nach Jenaro Herrera zu bringen. Aber es bietet sehr wenig Platz. Wir können nur sitzen, höchstens am selben Platz stehen. Die Fahrt wird eher mühsam werden. Mit 30 km/h Geschwindigkeit fahren wir los und den Fluss aufwärts, zuerst den Rio Amazonas, dann den Marañon, schliesslich dreht das Boot nach links in den Rio Ucayali hinein. Das Bild am Ufer wechselt in fast regelmässigen Abständen: einzelne Hütten, ein paar bebaute Felder, Frauen und Kinder, selten Männer, Wald, manchmal dichter Urwald, dann wieder lockerer. Die einzelnen Abschnitte scheinen sich zu wiederholen. Hie und da ein grösseres Dorf. Am Fluss Frauen und Kinder, die waschen und sich waschen, besonders am späten Nachmittag. Auf dem Fluss immer wieder Fischerboote, Einbaumboote mit Mann, Frau und Kind, von Zeit zu Zeit grössere Boote, motorangetrieben, wenige Schleppzüge, die unheimlich langsam sich den Fluss hinauf- oder hinunterquälen. Je länger wir den Ucayali hinauffahren, je mehr uns das Stillsitzen im Boot das Ende der Fahrt herbeisehen lässt, desto mehr entzaubert sich der Urwald an den Ufern des Ucayali, umso mehr als die Entfernung vom Boot zum Ufer so gross ist, dass wir vor lauter Wald die Bäume nicht sehen und uns deshalb eigentlich nur an den wechselnden Farben der Selva erfreuen können. Dies wird auf die Dauer langweilig und ermüdend.

In Jenaro Herrera

Um fünf Uhr nachmittags erreichen wir Jenaro Herrera. Die Schweizer Experten und ihre Frauen holen uns am Ufer ab. Sie empfangen uns freundlich, doch eher reserviert, was verständlich ist, da keiner den andern kennt. Einige Frauen, mehrere Kinder und ein paar Männer sind zum Ufer gekommen, um zu sehen, wer da angekommen ist. In wenigen Minuten wird das ganze Dorf auf dem Laufenden sein.

PERU 12

Wir werden im Schulungsraum der Seccion ganadera untergebracht. Alles ist vorbereitet. Die Betten sind angezogen, Moskitosnetze sind vorhanden. Der erste Kontakt mit Hanspeter Fischer ist sympathisch. Er spricht offen, selbstbewusst. Er ist eine imposante Gestalt.

Im Allgemeinen habe ich den Eindruck, dass die Schweizer Experten und ihre Frauen gerne ein offenes Gespräch mit Besuchern aus der Schweiz führen. Sie scheinen sich in Jenaro Herrera wohl zu fühlen, wenn auch das Leben dort nicht in jeder Beziehung leicht sein muss. Vielleicht ist es auch so, dass sie dort viele Freiheiten und Annehmlichkeiten geniessen, die sie in der Schweiz kaum haben könnten, dafür müssen sie auf manch Angenehmes verzichten, was uns hier in der Heimat das Leben bietet. Um ihre Zukunft nach der Rückkehr in die Schweiz machen sie sich manchmal Gedanken. Sie alle sind sich bewusst, dass die Uebergangszeit nicht eben leicht sein wird. Vorläufig steht jedoch noch ihre Tätigkeit am Ort im Vordergrund. Und diese befriedigt alle offensichtlich. Sie sind davon überzeugt, dass sie mit ihrem Wirken zur Entwicklung Perus beitragen, wenn sie sich auch keine Illusionen über die Reichweite ihres Wirkens machen.

Pic-nic am Rio Supay

31. Oktober 1971

Am Sonntag fahren wir mit dem Projektboot zur Lagune am Rio Supay. Einer der Experten hat ein schwimmendes Wochenendhäuschen gebaut und dann dorthin geschleppt. Die Lagune liegt sehr schön, vom störenden täglichen Verkehr auf dem Rio Ucayali weit abgelegen. Leider braucht es von Jenaro Herrera aus eine Stunde Zeit bis dorthin. Das hindert die Experten daran, das Wochenendhäuschen öfter zu geniessen. Das Wasser der Lagune ist braun, wie überall im Amazonas, aber sauer. Das Schwimmen in dieser Lagune ist ein echtes Vergnügen, in diesem warmen Wasser. Ueberall tauchen immer wieder Delphine auf. Sie haben uns schon lange beobachtet, schon auf der Herfahrt begleitet, und nun umtanzen sie uns, als hätten sie Freude an unserem zahlreichen Besuch. Die Stimmung ist sehr entspannt. Der Kontakt zwischen den Schweizer Experten und uns ist hergestellt. Die Reserve ist abgelegt, wir sprechen zusehends offener miteinander.

Jenaro Herrera - Begegnungen

1./2. November 1971

Am Montag besuchen wir, von Hanspeter Fischer geführt, die Seccion ganadera des Projektes. Am Dienstag zeigen uns Daniel Marmillod und Daniel Magnenat die Seccion forestal. Sie ist noch im Entstehen, es wird schöne, bequeme Expertenhäuser geben, geräumige Lagerhallen und funktionelle Arbeitsstätten.

Don Mario Galvez ist Leiter der Agentur des Ministerio de Agricultura. Wie er sagt, hätte er manch anderen Posten haben können an

anziehenderen Orten. Aber diese Arbeit hier in Jenaro Herrera hat ihn mehr gereizt, vor allem auch die Möglichkeit, Pionierarbeit leisten zu können. Es sei interessant, mit den Leuten im Dorf zusammenzuarbeiten. Der Wille, etwas zu lernen, ist gross bei den Leuten. Nur haben sie noch grosse Mühe mit der Arbeitsdisziplin. Don Mario wird von den Experten persönlich sehr geschätzt, seine Arbeit wird gelobt. Solche Fachleute, sagen sie, sollte es in Peru mehr geben, solche, die nicht ständig in Richtung Lima schielen. Doch diese seien selten.

Jedenfalls fühlt sich Don Mario sehr wohl in Jenaro Herrera, wie er durchaus glaubwürdig sagt. Er setzt sich mit allen seinen Kräften für seine Aufgabe ein, und das kann für die Zukunft des Dorfes und des Projektes nur gut sein.

Der peruanische Agrartechniker zuckt auf meine Frage, warum er ausgerechnet nach Jenaro Herrera gekommen sei, die Achseln. Er habe sein Diplom in Requena gemacht. Den Absolventen seines Kurses und ihm selber seien eine Anzahl Posten zur Wahl gestellt worden. So habe es ihn eben nach Jenaro Herrera verschlagen. Wie lange er dort bleiben werde, wisse er noch nicht. Das hänge hauptsächlich davon ab, wie schnell ein Ersatz für ihn gefunden werde, irgendein anderer Absolvent einer Landwirtschaftsschule. Er scheint nicht sehr glücklich zu sein auf seinem Posten. Wie er sagt, denkt er für seine Zukunft an eine Stelle in der Nähe von Iquitos.

Auch der peruanische Veterinär sieht sich nicht für lange Zeit in Jenaro Herrera, jedenfalls nicht länger, als es sein müsse.

Jenaro Herrera - die Schule

Kurzer Besuch in der Mädchenschule an der Plaza de Armas. Die Türe zum Schulraum ist offen, ich schaue kurz hinein, und schon erscheinen die zwei Lehrerinnen und bitten mich hinein. Es sind zwei Mädchenklassen im Raum. Die erste und die zweite Klasse. Die älteren Mädchen gehen seit kurzem mit den Knaben in die Schule, da zu wenig Lehrer da sind. Die Mädchen stehen auf, sie schauen mich gross an. Ich habe den Eindruck, dass der Besuch eines Nichtperuaners in dieser Schule eine grosse Seltenheit ist.

Die Mädchen der ersten Klasse sind gerade beim Schreibunterricht. An der Tafel steht ein Gedicht. Die Mädchen schreiben es ab. Ich sehe mir einige Hefte an, die meisten sind abgegriffen, schmutzdelig, doch die meisten Schriften, zwar sehr unterschiedlich, sind sauber gehalten.

Die Eltern müssen die Hefte und Bücher selber kaufen. Das Lesebuch kostet ungefähr soviel wie das Tagesverdienst eines Mannes in Jenaro Herrera. Wenn nun eine Familie mehrere Kinder hat, und das ist im Dorf meistens der Fall, dann arbeitet ein Vater eine ganze Woche oder mehr nur, um Schulmaterial zu kaufen. Trotzdem legen die Eltern im Allgemeinen auch unter diesen Umständen grossen Wert

darauf, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Es gibt aber auch viele, die den Wert der Schulbildung nicht einsehen. Teilweise sind sie auch wirklich zu arm, um das Schulmaterial kaufen zu können. In solchen Fällen bleiben die Schulbänke einfach leer.

Die Mädchen sind im Allgemeinen fleissig, und auch die Hausaufgaben, die es selbstverständlich gibt, werden gemacht. Das Unterrichten wird jedoch sehr erschwert dadurch, dass den Lehrern überhaupt kein Anschauungsmaterial zur Verfügung steht. Die Tafel ist eigentlich das einzige, was die Lehrerin als Hilfsmittel für den Unterricht hat. Und da die Schulräume nicht richtig abgeschlossen werden können, sind die zwei Schränke, in denen noch ein bisschen Material aufbewahrt wird, schon einige Male aufgebrochen und geplündert worden.

Man hat mir seit dem ersten Tag unseres Besuches in Peru mehrere Male gesagt, die Peruaner würden einem kaum je die Wahrheit sagen, jedenfalls wisse man bei ihnen nie, woran man sei. Ich kann diesen Eindruck nicht bestätigen, wenn ich mir auch durchaus bewusst bin, dass sich Peruaner einem fremden Besucher gegenüber, der schnell auftaucht und wieder spurlos verschwindet, vielleicht offener und freier äussern als einem Ausländer gegenüber, mit dem sie zusammenarbeiten und von dem sie vielleicht in irgendeiner Weise abhängen.

Lucio, der Unimog-Chauffeur

Der Unimog-Chauffeur Lucio ist zur Zeit unseres Besuches nicht gerade arbeitslos, aber er kann seine gewohnte Tätigkeit nicht ausüben. Der Unimog steht nämlich in Panne vor der Werkstatt, man wartet auf die Ersatzteile, die importiert werden müssen. Das braucht Zeit. Lucio spielt unterdessen sozusagen ein wenig das Mädchen für alles im Projekt. Da ist er sehr geschätzt, vor allem auch wegen seiner Frohnatur. Er ist nicht von Jenaro Herrera, sondern stammt aus Requena. Eigentlich kam er hierher, weil er nicht mehr mit seiner Frau zusammenleben wollte. Sie sei nicht gut, meint er, "Es mala", und lässt offen, was er damit genau meint. Auch sagt er nicht, ob er wirklich verheiratet gewesen ist. Hier im Dorf gefällt es ihm gut, die Suizos seien gut zu ihm, und er verdiene - relativ - gut. Er erwähnt stolz, er habe ein Fahrerbrillet.

So denkt er natürlich nicht daran, nach Requena zurückzukehren. Zudem müsste er dort wieder zu seiner Frau zurück. Vielleicht werde er ein Mädchen von Jenaro Herrera heiraten, aber nur, wenn er ganz sicher sei, dass sie nicht "mala" ist. Das sei aber nicht leicht festzustellen. Er habe sich schon einmal die Finger verbrannt, und deshalb bleibe er lieber misstrauisch.

Rund um das Projekt

Um Streichhölzer zu kaufen, trete ich zu einem Lädlehen, das einer Jahrmarktstube nicht unähnlich sieht. Der Sohn (oder Schwiegersohn)

des Ladenbesitzers bedient die Kunden. Mehrere Leute kaufen Zigaretten, doch nicht etwa Päckchenweise, sondern nur eine oder zwei, nicht mehr. Man sieht nicht viele Leute rauchen im Dorf. Es ist offensichtlich zu teuer. Ein Päckchen Zigaretten wird durch den Transport von Lima über Iquitos nach Jenaro Herrera zusehends teurer. Und das ist bei allen Waren, die nicht im Dorf selber produziert werden, der Fall. Eine Flasche "Martini" kostet 45 Soles. In Jenaro Herrera stellt das das Tagesverdienst eines Arbeiters dar. Nun ist aber "Martini" nicht lebensnotwendig, und Luxuswaren sind auch anderswo teuer.

Der Mann absolviert den achtmonatigen Ganadero-Kurs im Projekt. Er besitzt selber einen kleinen Bauernhof und möchte für seine Arbeit dort einiges lernen. Der Kurs sei gut und biete viel Neues. Allerdings seien die Arbeitsbedingungen im Centro ganadero doch weitgehend künstlich, verglichen mit denjenigen auf den Einzelhöfen. Es wäre deshalb vorteilhaft, wenn die Schweizer die Campesinos auf den Bauernhöfen besuchen würden, um ihnen zu zeigen, wie sie die im Centro erworbenen Kenntnisse in den natürlichen Verhältnissen anwenden können und sollten. Der peruanische Agrartechniker, der sie jeweils auf ihren Bauernhöfen aufsuche, verstehe ja nicht mehr als sie selber. Ich erinnere mich dabei an das, was mir ein paar Tage vorher Joseph Dubach in San Pedro de Casta gesagt hat: "Den Peruanern fehlen eigentlich nicht die Kenntnisse und Fähigkeiten. Ihnen geht vielmehr die Phantasie ab. So sind sie nicht fähig, das, was sie hier gelernt haben, dort unter veränderten Umständen sinnvoll anzuwenden."

Mit dem Lohn, den er bezieht - 65 Soles im Tag -, ist der Mann zufrieden. Allerdings seien diese Soles nicht viel, wenn man mehrere - 8 oder zehn - Kinder damit ernähren müsse. Und die meisten Leute hätten hier soviel Kinder. Leider würden vom Projekt keine Kinderzulagen mehr ausbezahlt. Andererseits stimmt er ohne weiteres meinem Einwand zu, ein Familienvater arbeite ja allgemein nicht mehr als ein Unverheirateter.

Der Direktor de la escuela

Bei Dona Emilia, wo wir zu Mittag essen, begegne ich ihrem Mann, der der Director de la escuela von Jenaro Herrera ist. Natürlich unterrichtet er selber auch. Die Lehrer, die in Jenaro Herrera Schule geben, sind nicht vom Dorf. Er selber übrigens auch nicht. Es gibt zwar schon einige Lehrer von Jenaro Herrera, aber die sind anderswo tätig, die einen in Requena, andere in Nauta. Wenn ihnen die Wahl des Schulortes frei steht, dann wählen sie alle grössere Ortschaften, in denen mehr Abwechslung zu finden ist. So ist die Jugend kleinerer Dörfer wie etwa Jenaro Herrera immer im Nachteil, denn entweder sind die Lehrer unfähig und schlecht ausgebildet und finden deshalb keine Stelle in grösseren Ortschaften, oder dann werden sie von Amtes wegen in kleinere Dörfer versetzt und setzen sich deshalb nicht so ein, wie sie es sollten. Dabei sind die Kinder

gerade in Jenaro Herrera sehr lernwillig, und mit der Disziplin hat man kaum grosse Schwierigkeiten. Allerdings fehlt es in jeder Beziehung am Material, um den Unterricht ein bisschen anschaulicher zu gestalten.

Für die meisten Kinder ist die Schulzeit nach der fünften Klasse zu Ende. Eine Sekundarschule gibt es nämlich in Jenaro Herrera nicht, und wer eine solche besuchen will, muss schon mindestens bis nach Requena gehen. Das können sich jedoch die meisten Eltern nicht leisten, denn das Schulgeld und die Pension kommen, auch wenn das Kind in Requena bei Verwandten oder Bekannten wohnen kann, sehr teuer zu stehen. Der Director fragt sich deshalb, ob die fünf Jahre Primarschule überhaupt einen Sinn haben.

Die wenigen, die eine Sekundarschule besuchen dürfen, gehen dann meistens ohne weitere Ausbildung als Lehrer an eine Primarschule. Um an einer Sekundarschule unterrichten zu können, muss einer schon eine höhere Schule besucht haben, was erst in Iquitos möglich ist.

Der Director de la escuela äussert sich sehr lobend zur Arbeit der Schweizer. Sie seien tüchtig und machten ihre Arbeit gut. Ihre Beziehungen zum Dorf seien zwar, ausserhalb des Projektes, nicht sehr eng, jedoch korrekt. Für ihn leben die Bewohner des Dorfes noch nicht mit dem Projekt, sie haben das Projekt sozusagen noch nicht integriert. Sie sind zwar im Allgemeinen froh über die Anwesenheit der Schweizer, besonders diejenigen, die durch ihre Arbeit im Projekt mehr verdienen und deshalb auch besser leben können. Aber der Director glaubt nicht, dass die Bewohner des Dorfes das Werk selber in die Hand nehmen würden, wenn die Schweizer einmal wegziehen werden. Solange die Schweizer da seien, werde es weitergehen und sich auch gut entwickeln, hingegen will der Director für die weitere Zukunft des Projektes keinerlei Prognose stellen. Dafür hat er nur ein mehrmaliges Achselzucken übrig.

Der Wunderpater

Am Rande der Plaza de Armas, gegen den Rio Ucayali, steht ein grosses Holzkreuz, von einem mannshohen Holzhag rundherum eingefasst. Es ist ein Andenken an den Hermano José, den Wunderpater, der vor einiger Zeit in Jenaro Herrera vorbeigekommen ist. Ich erinnere mich, entlang dem Rio Ucayali an verschiedenen Stellen gleiche Kreuze gesehen zu haben. Wir sind sogar auf unserer Fahrt flussaufwärts dem Wunderpater begegnet. Er reist in einem kleinen Boot von einem Ort zum andern, einige seiner Jünger begleiten ihn. In den Ortschaften hält er und spricht zu den Leuten, die in Massen herbeiströmen. Wie die Experten sagen, ist seine Predigt in Jenaro Herrera ein einziger Wortschwall gewesen, wahrscheinlich auf Portugiesisch. Sicher haben die Leute kein Wort davon verstanden. Doch beeindruckt sind sie trotzdem gewesen davon. Der Hermano José verteilt dann kleine Holzkreuze an Schnüren. Viele Leute in Jenaro Herrera und auch in Iquitos, besonders Kinder, tragen diese am Hals.

Es heisst, in Jenaro Herrera habe der Hermano José einen Kranken, der im Sterben lag, gesund gemacht. Jedenfalls sind die Leute davon überzeugt, dass er ein Wundertäter ist. Ich habe mit zwei Bewohnern des Dorfes gesprochen. Beide waren von seiner wunderwirkenden Kraft offensichtlich überzeugt. Woher er stammt, konnte ich nicht genau erfahren. Man vermutet, er sei ein ehemaliger brasilianischer Priester, der nun eigene Wege geht. In Iquitos findet man sein Bild mitten in einem Sammelsurium von Devotionalien in einem Schaufenster ausgestellt.

Der Urwaldgeist

Auch an Dungi, den Geist des Urwaldes, scheinen die Leute fest zu glauben. Ein Schweizer erzählt, letzthin sei der Waldarbeiter, der die meteorologischen Daten beim Posten mitten im Wald abzulesen habe, ganz verstört zurückgekommen und habe sich geweigert, noch einmal dorthin zu gehen. Nach dem Grund seines Verhaltens befragt, hat er geantwortet, beim Zurückkommen sei er plötzlich vom Dungi zu Boden geworfen worden. Den Dungi habe er zwar nicht gesehen, aber dieser sei es bestimmt gewesen. Plötzlich habe er einen Schlag erhalten, und dann sei er auf den Boden gefallen. Es blieb dem Schweizer nichts anderes übrig, als das folgende Mal zusammen mit dem Waldarbeiter zum meteorologischen Posten zu gehen. Dort erzählte der Waldarbeiter noch einmal den Zwischenfall und war nicht davon abzubringen, dass es wirklich der Waldgeist Dungi gewesen sei. Dabei fragte er sich natürlich, was der Dungi wohl gegen ihn haben könne.

Das Dungi-Fest

In der Nacht zum 1. November feiern die Dorfbewohner la ceremonia del Dungi. Schon am späten Abend hört man die eintönige, sich ständig wiederholende Melodie von Indianerflöte und Trommel, die den akustischen Hintergrund zur Zeremonie bildet. Gegen Mitternacht gehen wir zu Viert ins Dorf hinunter, um mehr von dieser Zeremonie zu erfahren. Das Schweizer Ehepaar, das auch dabei ist, hat das, obwohl es schon seit mehr als zwei Jahren im Projekt ist, noch nie miterlebt.

In einem Haus ist der Hauptraum dafür hergerichtet. An einer Wand steht eine Art Altar, auf dem Kerzen brennen. Ueber dem Altar hängt an der Wand ein Tuch, auf dem ein Totenkopf abgebildet ist, daneben verschiedene Bilder, die dem Hausbesitzer gehören, Familienbilder, Blumen, am Boden und auf dem Altar, schmücken den Raum. Die Leute, Männer, Frauen und Kinder, einige Mädchen stehen oder sitzen den Wänden entlang. Am Boden schlafen da und dort Kinder, in Tücher eingewickelt.

Wir wollen eigentlich nur ein wenig zur Türe hineinschauen. Man weiss ja nicht, ob Fremde bei der Zeremonie auch willkommen sind.

Aber man lädt uns sofort und mit Nachdruck ein, in den Raum einzutreten, macht eine Bank frei und bittet uns, Platz zu nehmen. Offenbar stört die Gegenwart Fremder nicht, oder wir werden nicht als Fremde betrachtet.

Als Erste bekommen wir eine Tasse Kaffee angeboten, dazu ein Brötchen. Da wir keinen Hunger haben, wollen wir ein Brötchen untereinander teilen. Doch man besteht darauf, dass jeder von uns ein ganzes Brötchen nimmt. Warum wissen wir nicht. Die Schweizer vermuten, der Dorfbäcker habe so leichte Gelegenheit, seine alten Brötchen loszuwerden. Vielleicht stimmt die Vermutung. Die Brötchen sind auch wirklich nicht mehr ganz frisch.

Lange sitzen wir still da. Es wird fast nichts gesprochen. Nur die Musikanten, die ebenfalls im Raum sitzen, spielen ihre Melodie, immer dieselbe, zwar eintönig, doch nicht unangenehm anzuhören. Kinder und Mädchen kommen und gehen. Jünglinge sieht man keine im Raum. Plötzlich Aufregung. Da tritt ein Dutzend Gestalten ein, barfüssig, von unten bis oben in Weiss gekleidet. Auf dem Kopf trägt jede, auf einem etwa dreissig Zentimeter langen Stecken, einen runden Gegenstand - einen Kürbis, wie ich tags darauf erfahre - ebenfalls alles in Weiss gewickelt.

Vor dem Altar stellen sich die Gestalten auf und tanzen durcheinander im Rhythmus der Melodie. Dann, auf ein Zeichen, streckt sich eine davon auf dem Boden hin, den Kopf gegen den Altar, die andern stellen sich neben ihr auf beiden Seiten auf. Das alles in Tanzschritten. Die auf dem Boden Liegende schreit plötzlich auf, dann liegt sie wie tot da. Da knien die andern neben ihr hin und schlagen einige Male mit ihrem Kürbis auf sie ein, worauf sie sich wieder erhebt. Nun tanzen sie alle wieder durcheinander. Dann wendet sich die ganze Gruppe zur Haustür und tritt auf die Strasse hinaus. Die Musikanten, die im Raum Anwesenden und diejenigen, die vor dem Haus gewartet haben, folgen der Gruppe, die sich tanzend zum Friedhof bewegt. Man hört Reden, auch Lachen, Kichern. Der Zug ist nun beim Friedhof angelangt. Die Gestalten gehen bis zur Mitte des Gottesackers und stehen in einer engen Gruppe zusammen. Alle andern Leute bleiben an der Grenze des Friedhofes - es gibt keine Mauer und keinen Hag - stehen. Als wir, die Gringos, weitergehen wollen, ruft uns jemand in bestimmtem Ton zu: "No mas!" Wir bleiben stehen. Wie ich tags darauf erfahre, beten die Gestalten in der Mitte des Friedhofes ein Ave Maria und ein Credo. Das wartende Volk ist weitgehend verstummt, ein paar jüngere Männer benützen die Gelegenheit, um Wasser zu lösen.

Plötzlich hört man von der Mitte des Friedhofes einen Schrei. Alle Gestalten wenden sich zu uns und rennen los, auf uns zu. Die Leute fliehen, schreiend und kreischend, auf die Häuser zu, in die Häuser hinein. Die Gestalten ihnen nach, wenn sie jemanden einholen, schlagen sie mit ihrem Kürbis auf ihn ein. Das sei nur eine "broma", ein Spass, erfahre ich tags darauf. Die Gestalten, alles Jünglinge vom Dorf, benützen diese Gelegenheit, kleinere Rechnungen mit

Mitbewohnern zu begleichen, Bekannte zu necken. Wenn sie ein Opfer in einem Hauseingang entdecken, rennen sie in ungeahnter Schnelligkeit auf dieses zu und hauen darauf los. Gegen sie kann man sich nur durch Flucht wehren, zurückschlagen darf man nicht, denn sie verkörpern den Dungi, und wer diesen schlagen würde, hätte später bei Gelegenheit seine Rache zu fürchten.

Woran liegt es wohl, dass wir Schweizer nicht angegriffen werden, obwohl wir nicht davonlaufen? Liegt es daran, dass wir niemanden etwas zuleide getan haben, oder daran, dass wir Fremde sind?

"Bromas" treibt man nur mit seinesgleichen. Ein Fremder könnte das missverstehen. Die Gestalten treiben ihr Unwesen weiter, es wird eine Art Versteckis daraus. Unterdessen ist es über ein Uhr geworden, und wir gehen nach Hause.

Tags darauf treffe ich den Dungi-Meister. Er erklärt mir den Sinn des Kürbisses. Das sei der Kopf des Dungs. Der Waldgeist sei eben mächtiger und deshalb auch grösser als die Menschen. Ein Jüngling kann sich mit zwölf Jahren frei entscheiden, ob er bei der Dungi-Zeremonie den Waldgeist darstellen will. Wenn er sich dazu entschliesst, dann muss er dies acht Jahre hintereinander tun. Erst dann ist er wieder frei.

Auf meine Frage, was die ganze Zeremonie eigentlich bedeutet, erklärt er mir einige Einzelheiten, wie ich sie erwähnt habe. Nach dem Sinn des Ganzen jedoch befragt, weiss er nur: "Es una tradicion que nos han traido nuestros padres." Inner wieder "es una tradicion", mehr nicht, und er macht nicht den Eindruck, als wisse er mehr über das Wesen der Feier. Bloss "es una tradicion". Wahrscheinlich hat er sich auch nie Gedanken darüber gemacht. Er führt es einfach weiter, denn "nos han traido nuestros padres".

Er ist übrigens Vorarbeiter in der Seccion forestal. Ein tüchtiger Mann, wie man mir sagt. Seine Kinder sind schon erwachsen, und ihm geht es dank seiner Stellung im Projekt gut.

Abschied von Jenaro Herrera

Am Abend vor unserer Abreise, essen wir bei Dona Emilia zu Nacht, und dann sitzen wir noch ein paar Stunden beim Projektleiter beisammen. Es ist recht gemütlich, wir diskutieren über allerlei, die aufgetischten Kostbarkeiten tragen ihren Teil zur Stimmung bei, man stichelt sogar gutmütig gegeneinander, Experten gegeneinander, Experten gegen die "Berner" und gegen "Bern", die Gäste gegen die Gastgeber etc.

Die Lancha des Senor Pegna steht bereit am Ufer des Rio Ucayali. Es ist gegen elf Uhr nachts. Wir verabschieden uns von unsern Gastgebern, die uns zum Fluss begleitet haben. Der Abschied ist herzlich. Wir steigen ins Schiff, ein mehr als zehn Meter langes Hausboot. Wir fahren abwärts, winken noch ein letztes Mal den Zurückbleibenden, dann befestigen wir die Hängematten, die die Experten uns geliehen haben, und strecken uns darin aus.

PERU 20

Von Schlafen keine Rede. Die Fülle von Erlebnissen, die wir von Jenaro Herrera wegtragen, hält uns wach. Wir entdecken das Schiff, auf dem wir bei weitem nicht die einzigen Gäste sind. Es sind noch mehr Hängematten aufgehängt, in denen eine oder zwei Personen liegen. Sie alle fahren nach Iquitos. Von Zeit zu Zeit grunzen oder schreien ein paar Schweine, die hinten im Schiff eingepfercht sind. Auf dem Boden sind Waren aufgestapelt, Säcke verschiedener Grösse, Schachteln. In der Ecke sind einige Zuckerrohre angelehnt. Zwischen den Waren sitzen oder liegen Leute, Männer, Frauen mit Kindern. Ein Weiblein, wie sechzig aussehend, doch wahrscheinlich viel jünger, sitzt am Boden, raucht eine Zigarette nach der andern, selbstgedrehte, gibt von Zeit zu Zeit einem etwa jährigen Kind die Brust, legt es wieder auf ein Tuch am Boden und überwacht sein Treiben. Schliesslich trägt uns der Schlaf doch ein bisschen fort. Die Luft ist kühler geworden. Der Schweiss trocknet am Körper an und lässt die unzähligen Mückenstiche von Jenaro Herrera wieder aufwachen. Wir kratzen uns wund im Schlaf.

Die Panne und ihre Folgen

3. November 1971

Gegen Morgen wache ich auf, es ist ungefähr fünf Uhr. Es tagt bereits. Der Aeltere unserer Gruppe steht im Boot und murmelt inner wieder etwas vor sich hin. Ich höre: "Es ist eine Schande!" und "Der hat überhaupt kein Verantwortungsgefühl!" Erst jetzt fällt mir auf, dass der Schiffmotor stillsteht. Das Boot vibriert nicht mehr. Der Aeltere schüttelt sich ganz wach. Ich soll den Kapitän fragen, was eigentlich los ist. Wenn es halt sein muss ...

Senor Pegna sitzt in seiner Hängematte und lässt seine Beine, barfuss, hin und her schlenkern. Er erklärt mir langsam, gemütlich den Sachverhalt: sein Gehilfe hat in Jenaro Herrera zu wenig Motoröl geladen. Nun ist es ausgegangen. Der Motor kann nicht mehr gekühlt werden, man kann ihn höchstens noch mit halber Kraft laufen lassen, doch auch das tut ihm nicht gut. Also lässt Senor Pegna einfach das Boot mit der Strömung hinuntertreiben. Wir werden trotzdem nach Iquitos gelangen, wenn auch etwas später als vorgesehen, vielleicht am Abend - statt am frühen Nachmittag -, vielleicht erst in der Nacht, vielleicht ... Und übrigens werde uns vielleicht ein anderes Boot ein wenig Oel abgeben können. Sein Gehilfe stehe auf dem Dach und versuche, vorbeifahrende Schiffe herbeizuwinken. Tatsächlich nähern sich auch ein paar Boote unserem Kahn, doch Oel gibt es keines. Wahrscheinlich haben sie nicht mehr als die notwendige Reserve, vielleicht wollen sie uns diesen Dienst auch einfach nicht erweisen.

Schicksalsergeben, doch, was mich betrifft, keineswegs unwillig, steige ich wieder in die Hängematte. Eigentlich geniesse ich diesen Zustand: weitgehend der Natur und ihren Launen ausgeliefert zu sein. Und das Boot ist ja voller Leben. Sogar einige Stück Federvieh gackern und krähen auf dem Dach, in einem Käfig eingesperrt.

Mitten im Vormittag entsteht wieder Aufregung. Ein Boot hat an unseres angelegt. Dessen Kapitän kann zwar kein Oel abgeben, doch er will uns für zwanzig Soles pro Person nach Iquitos bringen. Wir verabschieden uns von unseren Reisegefährten und steigen un. Eigentlich schade, ich hätte zu gerne das Abenteuer zu Ende gelebt. Doch in einer kleinen Reisegruppe muss sich der Wunsch des Einzelnen dem Willen der Gemeinschaft unterordnen.

Das neue Boot ist kleiner, bedeutend weniger komfortabel als die Lancha des Senor Pegna. Doch der Kapitän, sein Gehilfe und seine wenigen Fahrgäste nehmen uns freundlich auf. Ausser uns sind noch ein Lehrer und ein Handwerker mit seiner Frau und drei Kindern auf dem Schiff. Der Schlaf ist uns vergangen, ausserdem ist auch keine Schlafgelegenheit vorhanden. Wir reden miteinander. Wir singen einige Lieder, deutsch, französisch, italienisch, auch englisch. Der Kapitän fragt uns, ob wir "Oh, mein Papa" kennen. Wir stimmen an, er singt mit, in Castellano natürlich. Er erzählt von einem leteinamerikanischen Sänger, der kürzlich in Iquitos eine Vorstellung gegeben hat. Er hat auch dieses Lied gesungen, mit grossem Erfolg.

Der Kapitän liest übrigens "Seleccion Digest", sieht überhaupt nicht wie ein Einheimischer aus, eher wie ein Intellektueller. Vielleicht ist es bloss die Wirkung seiner randlosen Brille. Später, in Iquitos, bedaure ich, vor Schläffheit und Müdigkeit die Energie nicht aufgebracht zu haben, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Vielleicht habe ich so die Gelegenheit verpasst, ein interessantes Lebensschicksal zu erfahren. Er selber verhält sich sehr diskret. Er weiss mit Fremden unzugehen.

Sein Gehilfe liest ebenfalls "Seleccion Digest", und es ist bewegend zu beobachten, wie dieser junge Mann, der eigentlich ein Sizilianer sein könnte, Buchstaben für Buchstaben mit den Lippen bildet, als würde er die Wörter buchstäblich essen, wie sein Kopf links beginnt und langsam nach rechts den Wörtern folgt. Dabei sitzt er am Steuer und lenkt das Boot sicher durch die Strömungen des Rios.

Kaffee gefällig? Ja, warum nicht. Das Geschirr wird im Rio ausgespült und mit einem Tuch, das man kaum sauber nennen kann, fest abgerieben. Doch dies alles wird so liebevoll getan, dass es gemein wäre, wenn wir deswegen den Kaffee abweisen würden. Aus dem Rio wird eine Pfanne Wasser geschöpft. In kurzer Zeit kocht es und wird mit Nescafé vermischt. Jeder von uns wird bedient, der Kaffee ist gut. Offenbar verträgt sich Nescafé auch mit Wasser vom Rio Marañon ausgezeichnet.

Gegen Abend erreichen wir Iquitos. Das Boot legt in Belén an. Wir steigen aus und verabschieden uns zum zweiten Mal von Reisegefährten, die nun in irgendeiner Hütte eines Bekannten oder Verwandten ein Nachtquartier beziehen werden. Wir schleppen unser Gepäck zum Hotel "Turista". Unsere Zimmer, mit Dusche und Luftkühlung, sind reserviert. Wir sind müde, das Nachtleben von Iquitos ist nicht sehr anregend, und nach dem Nachtessen legen wir uns zur Ruhe.

PERU 22

Iquitos, länger als vorgesehen

4. November 1971

Um neun fahren wir mit dem Taxi auf den Flugplatz. Das Flugzeug der Faucett soll um zehn Uhr starten. Eigentlich sollte die Maschine schon auf der Piste stehen. Doch nichts ist zu sehen. Zwar warten ein paar Flugzeuge unter der feuchtheissen Sonne von Iquitos. Es sind Transportmaschinen der Fuerza Aérea del Peru. Militärpersonen jeden Grades kommen zum Flugplatz, andere gehen. Man weiss, dass Iquitos eine wichtige Militärbasis Perus ist. Wir warten mehr als eine halbe Stunde. Es besteht Hoffnung, dass unser Flugzeug noch eintrifft, obwohl man munkeln hört, wahrscheinlich werde nichts sein damit. Und man fügt hinzu, es finde in Lima gerade die "Konferenz der 77" statt. Schon gestern seien die Delegierten mit einem Flugzeug nach Iquitos geflogen, sie seien aber nicht gelandet, sondern hätten nur ein paar mal über der Stadt gekreist. Gestern seien deswegen keine Passagiere nach Lima hinausgeflogen worden. Vielleicht werde heute dasselbe wieder geschehen.

Um zehn Uhr teilt man lakonisch mit, die Faucett sei heute morgen nicht mehr zu erwarten. Ein Grund wird nicht angegeben. Wir sollen uns am Nachmittag wieder einfinden, um zwei Uhr.

Das Militärhauptquartier in Iquitos

In Iquitos, gleich neben dem Hotel "Turista", am Ufer des Amazonas, steht ein wunderschönes Haus, eigentlich mehr ein Palast, aus den goldenen Zeiten von Iquitos stammend, aus der Kautschuk-Zeit. Die Mauern sind mit Keramikplättchen, in dunkelblauem Grundton und mit verschiedenen Verzierungen, verkleidet. An jeder Tür steht ein Soldat mit Maschinenpistole. Hie und da gesellt sich ein Kamerad zu ihm für einen kleinen Schwatz. Unteroffiziere und Offiziere kommen und gehen, allein oder in Gruppen. Es ist das Militärhauptquartier der Region Loreto.

Ich trete, das Haus aufmerksam und mit Bewunderung im Blick anschauend, zu einem der Wachtposten. "Das ist ein sehr schönes Haus!" "Ja, sehr schön." "Es ist sicher das schönste von ganz Iquitos." "Es ist das schönste der ganzen Region." "Welcher Region?" "Der Militärregion des Loreto." "Ist die gross." "Ja, sehr gross." "Und hat es da viele Soldaten?" "Ja, viele." "Wieviele denn?" "Hm, viele." "Aber, wieviele?" "..., hm, viele." Der Wachtposten mustert mich von oben bis unten in einer Weise, dass ich es vorziehe, nicht wortlos zu verziehen. Ich weiss heute nur nicht, ob er nicht mehr sagen wollte, weil er fürchtete, ein Vorgesetzter könnte plötzlich auftauchen und ihn bei diesem Gespräch ertappen, oder ob er in mir auf einmal einen ausländischen Spion vermutete. Mein zielbewusstes Fragen muss ihn jedenfalls stutzig gemacht haben.

Wieder kein Flugzeug

Am Nachmittag wiederholt sich auf dem Flugplatz die gleiche Szene wieder, d.h. kaum sind wir dort angekommen, teilt man uns mit, heute sei keine Maschine mehr zu erwarten, wir könnten wieder ins Hotel zurückgehen. Morgen um elf Uhr sollten wir uns wieder auf den Flugplatz einfinden. Dagegen lässt sich wohl nichts machen. Es ist nun einmal so: wer in Iquitos weilt, hat keine andere Möglichkeit als das Flugzeug, um von dort wegzukommen. Wenn keines fliegt, sitzt man eben dort fest. Eile darf man jedenfalls nicht haben. Gelassen fahren wir ins Hotel zurück und beziehen unser Quartier wieder. Zum ersten Mal nehmen wir auch das Nachtessen im Hotel ein und lassen die zwar korrekte, aber alles andere als speditiv Bedienung über uns ergehen. Schliesslich werden die Kosten für Zimmer und Mahlzeiten diesmal von Faucett übernommen.

Begegnungen am Flugplatz

5. November 1971

Um elf Uhr finden wir uns wieder auf dem Flugplatz ein. Es sind mindestens doppelt soviel Passagiere da, als in einer einzigen Maschine Platz haben. Seit zwei Tagen hat kein Ziviltransport mehr stattgefunden. Die Leute drängen sich zum Einschreiben. Zwar sind zwei Flugzeuge angesagt, eine Faucett und eine Lansa. Doch auch die können nicht unbeschränkt Passagiere aufnehmen. So müssen eben einige Reiselustige unverrichteter Dinge wieder in die Stadt zurück. Morgen haben sie vielleicht eine Chance, an die Reihe zu kommen. Wir selber haben Glück gehabt. Wir konnten uns noch in die Passagierliste der Faucett eintragen lassen.

Die Maschine ist aber erst angesagt, sie ist noch nicht da. Und so warten wir, geduldig. Aufregung wäre auch wirklich ganz fehl am Platz. Die Spur von Ungeduld würde uns auch sofort als Ortsunkundige entlarven. Der Einheimische ist solche Situationen gewohnt. Er nimmt sie gelassen hin. Wir passen uns an und ertragen selbst die schweissgetränkte, schwere Luft der Flugplatzbaracke. Draussen wäre es ja auch wirklich nicht frischer, und - wer weiss? - wir würden vielleicht sogar unseren Platz im Flugzeug aufs Spiel setzen. Immerhin, drin ist das wogende, murmelnde, lachende und kichernde Leben auch nicht uninteressant.

Ein älteres Ehepaar steht auch wartend da. Sie sind Oesterreicher, Wiener, beide in den Sechzig. Wie sie uns erzählen, arbeiten sie beide das ganze Jahr, leisten sich sozusagen nichts, kein Vergnügen. Sie sparen ihr Geld für ihre sechswöchigen Ferien im Jahr. Dann unternehmen sie jedes Mal eine Weltreise. Sie sind schon ein paar Mal um die Welt gereist. Die touristischen Fixpunkte kennen sie alle schon: Acapulco, die Niagara-Fälle, Angkor Vat, Nairobi, den Panama-Kanal, die Victoria-Fälle, den Fujiama, den Nationalpark in Kenia etc. Nun sind sie nach Iquitos gekommen. Da haben sie die

Indianer gesehen, beim Zweitagesausflug, der vom Tourismus-Büro von Iquitos organisiert wird. Ja, mit dem Schiff sind sie hingefahren. Und sie beschreiben diese touristische Attraktion, wie sie kaum besser organisiert sein könnte. Ganz echt, meinen sie, wirklich echt, diese Indianer! Wirklich so, wie sie heute noch leben! Nun reisen unsere Wiener nach Cuzco und Macchu Picchu, da waren sie noch nicht, dann nach La Paz, da waren sie schon einmal, dann nach Asuncion, zu den Iguazu-Fällen, schliesslich nach Rio, da waren sie auch schon. Rio ist wunderschön, der Zuckerhut, der Corcovado, wunderschön. Dann geht es zurück nach Hause. Wieder an die Arbeit, an das Sparen für die nächste Reise, ein weiteres Mal rund um die Welt in sechs Wochen. Lufthansa macht's möglich ...

Ein Professor von der Uni Iquitos interessiert sich für das Projekt in Jenaro Herrera. Er ist selber noch nie dort gewesen. Hingegen kennt er das Projekt in Grundzügen. Er ist sehr skeptisch, was den Transport und damit die Vermarktung der Produkte betrifft, die mit der Zeit im entfernten Dorf produziert werden sollen. Er hat den Eindruck, dass sich die Regierung zu wenig Gedanken darüber macht. Gerade der Käse, der in der Projektkäserei hergestellt wird, könnte in der Uni-Mensa sehr gut gebraucht werden. Es gebe ja einen wöchentlichen Flug von Iquitos nach Requena. Dahin könnte man doch den Käse von Jenaro Herrera transportieren, und von dort werde er dann mit dem Flugzeug nach Iquitos gebracht. Der Professor wäre bereit, sich der Vermarktung dieses Produktes anzunehmen. Er bittet mich jedenfalls, den Verantwortlichen für Cotesu in Peru seine Adresse mitzuteilen. Er würde gerne in diesem Sinn einen kleinen Dienst erweisen.

Der Professor ist mit seiner ganzen Familie auf den Flugplatz gekommen, um die älteste Tochter zu verabschieden. Sie ist Sekundarlehrerin und unterrichtet in Lima. Natürlich, meint er, gebe es in Amazonas-Gebiet auch Lehrstellen. Doch in Peru sei es nun einmal so. Die Lehrer aus den kleinen Dörfern an den Amazonasflüssen ziehe es an Schulen in Iquitos oder jedenfalls an grössere Ortschaften wie etwa Requena oder Nauta, und die aus Iquitos versuchen, wenn immer möglich, einen Arbeitsplatz in Lima zu erhalten. Der Professor scheint stolz zu sein, dass seiner Tochter dies gelungen ist, obwohl er sich durchaus bewusst ist, dass diese Erscheinung nicht gerade im Interesse der Entwicklung der Region liegt. Seine drei übrigen Kinder, drei Knaben, gehen noch in die Schule. Der älteste besucht die Escuela mayor. Was er werden will, weiss er noch nicht. Auf jeden Fall möchte er weiter studieren. Keiner der drei ist je in Lima gewesen. Sie möchten aber schon einmal hinkommen. Lima! Um diese Stadt dreht sich alles in Peru. Jedenfalls bekommt man diesen Eindruck, wenn man ein wenig mit den Leuten spricht.

Jenaro Herrera von oben gesehen

Um halb zwölf Uhr landet die Faucett auf der Piste. Erst jetzt haben wir halbwegs die Gewissheit, dass wir noch heute nach Lima gelangen werden. Doch vorläufig heisst es noch warten. Kinder bieten verschiedene Dinge zum Kaufe an: Ketten, aus Naturprodukten gefertigt, viele Ketten, jede zu zehn oder auch zu fünf Soles, Ketten mit Aeffchenpfote, mit Aeffchenschädelchen, bunt verzierte Bogen mit Pfeilen, ebenso farbige Blaströrchen. Die Kinder gehen zu andern potentiellen Kunden, kehren wieder zu uns zurück, als hätten sie vergessen, dass wir sie schon einmal abgewiesen haben. Sie kennen die Fremden sehr gut und wissen, dass die Hoffnung, doch noch eine Kette loszuwerden und dadurch einen kleinen Gewinn zu erzielen, nie aufgegeben werden darf.

Schliesslich - es ist unterdessen ein Uhr geworden - wird die Türe zur Piste doch geöffnet. Wir rennen, trotz der drückenden Hitze, zum Flugzeug, um einen Fensterplatz zu erobern. Man hat uns gesagt, der Flug führe meistens über Jenaro Herrera. Wir möchten das Dorf gerne einmal von oben sehen. Die Piloten fliegen über Jenaro Herrera, seit man den Urwald dort stark gerodet hat. Das Projekt dient ihnen als Orientierungspunkt. Ungefähr um ein Uhr rollt die Faucett auf die Piste, der Flug geht los. Wir sehen noch einmal Iquitos und vor allem das Elendquartier Belén aus etwa fünfhundert Metern Höhe. Es sieht alles sehr friedlich, ja beinahe niedlich aus. Iquitos: eine seltsame Stadt, voller Widersprüche, interessant und langweilig zugleich. Das Flugzeug steigt, bald erkennen wir nur noch das Blaugrün der Selva und das Braun der Flüsse. Die vielen Hütten, die wir dem Marañon und dem Ucayali entlang gesehen haben, sind aus der Höhe nicht mehr auszumachen.

Nach einiger Zeit zieht das Flugzeug tatsächlich über Jenaro Herrera hinweg. Von oben erkennt man deutlich die Kolonisationsstrasse und die Häuser des Projektes. Diese ihres hellen Blechdaches wegen. Das eigentliche Dorf können wir auch feststellen, graubraun, wie die Gras- und Palmdächer der Hütten tatsächlich sind. Aus dieser Höhe betrachtet, scheinen Projekt und Dorf nebeneinander zu leben, scheinen nicht miteinander verschmolzen zu sein. Ob dieser Schein trügt, kann nur der feststellen, der in die Siedlung hinuntersteigt, hineindringt und dort den wesentlichen Dingen einer menschlichen Gemeinschaft auf den Grund geht. Die Faucett fliegt weiter, Richtung Selva alta, Richtung Anden. Jenaro Herrera entschwindet unsern Blicken. Es geht nach Lima.

Der Babysitter

Neben mir sitzt eine junge Frau mit ihren drei Knaben: vier-, zwei- und halbjährig. Der Älteste benimmt sich "wie ein Grosser". Der Jüngste lässt sich von der Mutter umsorgen, nährt sich von Zeit zu Zeit an ihrer Brust. Der Mittlere scheint in einer Eifersuchtskrise

zu stecken, er kommt aus dem - für Peru übrigens typischen - klagenden Weinen nicht heraus. Während der Mahlzeit bedient er sich, mit meinem Einverständnis und auch mit meiner Hilfe, freizügig aus meinem Teller. Er weiss die guten Stücke auszulesen und ist wenigstens während des Essens ruhig und zufrieden. Dann aber beginnt das Klagen wieder. Die Mutter ist nahe daran, ihre Nerven zu verlieren. Ich nehme den Jungen auf meine Knie und locke seinen Blick zu den Propellern hinaus: "Mira las helices!" Er schaut gespannt hin, seine Augendeckel beginnen zu flattern, schliesslich schliesst er die Augen, sein Kinn fällt auf die Brust, und er schläft ein und zwingt mich dadurch, mich möglichst wenig zu bewegen. Solange er schläft, klagt er nicht. Ueber den Anden fliegt, rechts von uns und ein bisschen tiefer, ein anderes Flugzeug. Wir sind ein wenig schneller, fliegen aber doch eine gute Viertelstunde am andern Flugzeug vorbei. Es glänzt silbern in der Anden-sonne. Man muss es einmal gesehen haben.

Wir nähern uns Lima. Die Bordkarte wird verteilt, jeder Passagier soll sie ausfüllen. Die Frau neben mir fragt mich, was darauf stehe. Offenbar kann sie nicht - oder nicht mehr - lesen. Sie bittet mich, auch ihre Karte auszufüllen. Wahrscheinlich kann sie, ausser ihrem Namen, den sie darunter setzt, auch nicht schreiben. Ihr Mann wird in Lima auf sie warten. Er arbeitet in der Hauptstadt. Sie leben dort. Er muss, ihrer und ihrer Kinder Kleidung nach zu urteilen, ziemlich gut verdienen. Sie selber ist aus Iquitos und hat vier Monate mit den Kindern dort in den Ferien verbracht, bei ihren Verwandten. Sie freut sich, wieder in Lima zu sein. Lima sei schon etwas anderes als Iquitos, das Leben sei dort viel abwechslungsreicher.

Kurt Burri und Jenaro Herrera

Am Flughafen "Jorge Chavez" in Lima erwartet uns Kurt Burri. Er brennt förmlich darauf, unseren Eindruck von Jenaro Herrera zu erfahren. Er kommt mir vor wie ein Vater, der etwas über sein Kind hören möchte, von diesem Kind, das er grossgezogen hat, das nun halberwachsen ist und in der Ferne weilt, das er nur noch selten besuchen kann, dessen Tun er nicht mehr auf Schritt und Tritt beaufsichtigen, behüten kann, auf dessen Entwicklung er nicht mehr unmittelbaren Einfluss ausüben kann, über dessen Zukunft er nicht ganz sicher ist. Von uns, die sein "Kind" besucht haben und während ein paar Tagen beobachten konnten, möchte er wissen, wie es ihm geht, wie wir es beurteilen, welche Zukunftschancen wir ihm geben.

Doch wir sind müde, schweissdurchnässt, abgekämpft, vollgestopft mit neuen, gänzlich ungewohnten Eindrücken. Wir haben noch keine Lust, über unsere Erlebnisse zu erzählen. Kurt Burri sieht das, er nimmt Rücksicht darauf. Er führt uns ins "Crillon" zurück. Unterwegs erkundigt er sich eingehend nach dem persönlichen Befinden

PERU 27

der Schweizer in Jenaro Herrera. Im Hotel lädt er uns für sechs Uhr in die Bar zum Aperitif. Wir haben anderthalb Stunden Zeit zum Retablieren. Eine Dusche und frische Wäsche tun gut.

Die Aussprache mit Kurt Burri verläuft sehr angeregt. Sie wird zur Nachtessenszeit von der "Crillon"-Bar ins "Chalet Suizo" verlegt, wo uns der peruanische Kellner von der Fondue, die wir ausprobieren möchten, eher abrät. Sie sei nicht besonders gut. Wir erzählen Kurt Burri von unseren Erlebnissen und Eindrücken in Jenaro Herrera und auf der Reise dorthin und von dort zurück. Wir äussern auch unsere Kritik am Projekt, unsere Zweifel vor allem daran, ob das Projekt verkehrstechnisch seinen Zielen gerecht werden wird.

Kurt Burri verteidigt zwar sein "Kind". Er ist sich jedoch durchaus bewusst, dass das Projekt, so wie es heute aussieht, nicht mehr ganz seiner Konzeption entspricht. Er findet allerdings, er müsse die jungen Leute, die unter seiner Führung arbeiten, mit ihren Ideen und Plänen auch zum Zuge kommen lassen. Die Arbeit in einer Equipe könne nicht anders gestaltet werden, und er müsse auch zu Entscheidungen stehen, die nicht mehr ganz seinen Vorstellungen entsprächen.

Wieviel kostet ein Taxi?

6. November 1971

Der Taxichauffeur, der uns vom "Crillon" zum Flughafen fährt, verlangt 200 Soles, 50 davon für die Passagiere, der Rest für das Gepäck. Das scheint mir doch ein bisschen zu viel zu sein. Ich gebe ihm hundert Soles und gehe davon, ohne auf sein Reklamieren zu hören. Er läuft uns nach und wendet sich an den Faucettbeamten, der uns gerade in die Flugliste einträgt. Dieser weist ihn an den Guardia, der gerade in der Nähe steht. Ich bin gespannt, was nun geschehen wird. Doch der Chauffeur verzichtet sich. Er weiss nur zu gut, dass sein Preis zu hoch war. Würde er sich an den Guardia wenden, bekäme er bloss Schwierigkeiten. Wir dagegen nehmen uns vor, das nächste Mal den Fahrpreis vor der Taxifahrt auszumachen. Das ist die einzige Art, sich nicht übers Ohr hauen zu lassen.

Ayacucho: was ist eine Stadt?

Nach anderthalb Stunden - es ist Viertel vor zehn Uhr - fliegt die Faucett Ayacucho an. Man bietet uns eine touristische Schleife über die Stadt hinweg.

Am Flugplatz erwarten uns die Schweizer Hilfiker, Ravenel und Vogel. Mit den zwei Landrovern fahren wir in die Stadt. Die Strasse ist nicht asphaltiert und in schlechtem Zustand. Man steht am Ende der Trockenzeit, und der Staub wird von den Fahrzeugen hoch in die Luft gewirbelt. Die Fussgänger am Strassenrand haben es wirklich nicht leicht, sie müssen ständig neuen Staub fressen.

Bei der Fahrt zum Hotel wird mir wieder einmal bewusst, wie schief die Vorstellung sein kann, die ein einziges Wort hervorruft. Einige Wochen vor meiner Reise hatten wir in Bern eine Pressemitteilung veröffentlicht über den neuen Kredit für das Projekt in Ayacucho. Natürlich sprachen wir von den Forschungen, die an der Uni in der Stadt Ayacucho durchgeführt werden. Durch das Wort 'Stadt' riefen wir eine Vorstellung hervor, die dem wirklichen Ayacucho kaum entspricht. Eine Stadt ist eben nicht unbedingt eine Stadt, oder sie ist es doch, nur eben ganz anders als eine Stadt.

Zwar ist es eine Banalität, doch muss man sich ihrer bewusst sein: unser Wortschatz entspricht eben unserer Realität, und er widerspiegelt unsere eigene Wirklichkeit. Sobald wir es mit einer andern Wirklichkeit zu tun haben, lässt unser Wortschatz stets einiges schief geraten. Ein Haus ist z.B. nicht überall ein Haus!

Das Hotel "Turista", in den wir untergebracht sind, ist, wie das "Turista" in Iquitos, eine staatliche Einrichtung. Es wird von der "Compania Hostelera del Peru" geführt. Zwar ist es in weniger gutem Zustand als das in Iquitos, doch die Bedienung ist gut.

Rektor Ishikawa

Noch am selben Morgen machen wir Rektor Roberto Ishikawa unsere Aufwartung. Er ist eine gesetzte Person, eher klein und ein wenig untersetzt. Bereitwillig gibt er auf unsere Fragen Antwort. Hier einige Punkte aus dem Gespräch:

- Die Universität ist sehr dankbar für die Hilfe der Schweiz. Heute wird die Arbeit der Schweizer Experten auch allgemein anerkannt, im Gegensatz zu den Anfangszeiten der Zusammenarbeit der Uni mit Cotesu, wo viele Professoren die praktische Forschungsarbeit ablehnten und nur die akademische Methode anerkennen wollten. Zwar können sich auch jetzt einige Professoren für die neue Methode noch nicht begeistern, aber sie opponieren wenigstens nicht mehr offen dagegen.
- Es ist richtig, dass Cotesu von der Uni eine Gegenleistung erwartet und verlangt. Nur so kann eine wahre Entwicklung erreicht werden. Deswegen hat die Uni aus ihrem Budget von 15 Mio Soles auch den Betrag von 700'000 Soles für das Programa de pastos freigegeben. Hingegen kann das Prinzip 50% Cotesu zu 50% Entwicklungsland gerade im Fall der Uni Ayacucho von grossem Nachteil sein, besonders wenn es stur eingehalten wird. Da die peruanische Regierung mit ihren Subventionen an die Uni meistens sehr stark hintennachhinkt, kann die Uni ihre Leistungen sehr oft nicht rechtzeitig erbringen. Deshalb verzögern sich notwendige Arbeiten oft unnötigerweise. Es sollte also überlegt werden, ob Cotesu in ihren Leistungen nicht grosszügiger sein könnte, oder mindestens, ob sie mit ihrer Kreditgewährung nicht flexibler sein und der Uni, falls notwendig, sozusagen Geld vorschliessen könnte. Gerade zur

Zeit ist die Uni unverschuldet in finanziellen Schwierigkeiten. Die Regierung hat falsche Berechnungen angestellt, wodurch die Uni zu kurz kommen würde. Die Uni hat reklamiert, und nun sollte die Angelegenheit in Ordnung kommen. Doch vorläufig seien die Schwierigkeiten eben gegeben.

- Der Rektor lehnt die Agrarreform ab, weil sie für das ganze Land gleich konzipiert ist. Peru sei ein grosses Land, und die einzelnen Regionen seien so grundverschieden voneinander, dass die gleiche Agrarreform nicht allen gleich gerecht werden könne. Einzelne Regionen würden auf diese Weise automatisch benachteiligt. Dies sei bei der Provinz Ayacucho eindeutig der Fall.

Rektor Ishikawa bedauert, dass unser Aufenthalt in der Gegend von so kurzer Dauer ist. Es gebe noch so viel Interessantes zu sehen ausser der Uni und dem Programa de pastos.

Nach unserem Besuch äussern sich Ravenel und Vogel erstaunt über die Gesprächigkeit des Rektors. Sonst bringe man kaum drei Sätze aus ihm heraus. Ishikawa sei für Cotesu auf jeden Fall Gold wert.

Das Programa de pastos I.

Noch vor dem Mittagessen fahren wir auf das Versuchsfeld Pampa del Arco hinaus, wo Futterpflanzen ausprobiert werden. Wenn man den Schweizern bei ihren Erklärungen zuhört, dann spürt man, wie faszinierend es für einen Fachmann sein muss, hier Versuche durchzuführen, zu suchen, zu forschen. Allerdings ist der Zeitpunkt für unseren Besuch nicht gerade günstig gewählt. Man steht am Ende der Trockenzeit, der ohnehin schon ausgelaugte Boden erscheint noch unfruchtbarer, die Gegend wirkt hoffnungslos. So sind wir versucht, am Sinn des ganzen Unternehmens zu zweifeln, umso mehr als - logischerweise - nirgends auch nur das kleinste Wasserrinnsal zu entdecken ist. Die Schweizer selber scheinen auch nicht an einen bleibenden Erfolg zu glauben. Eine geringe Verbesserung der Ernährungslage der Stadt sehen sie doch als möglich an. Und so bekommen auch wir wieder Mut und hoffen "wider alle Hoffnung", besonders als wir auf der kleinen Fahrt das offene Blend und den erschreckenden Dreck erblicken, in denen die Bevölkerung der Stadt und der Gegend lebt.

Ayacuchos Kehrichtabfuhr

Überall vor der Stadt ist das Steppenland übersät mit Abfall jeder Art. Die städtische Kehrichtabfuhr sammelt die Abfälle bei den Häusern ein, lädt sie auf Lastwagen und führt sie irgendwohin vor die Stadt, leert sie dort auf das Land, einmal hier, einmal dort, wo es gerade noch nichts hat. Die oft über die Gegend fegenden Winde wirbeln die Abfälle und den Dreck auf und manchmal, je nach Windrichtung, kehrt das Ganze auf natürlichem Wege wieder

in die Stadt zurück. Nur die schweren Gegenstände bleiben draussen vor der Stadt liegen, dazu einige Kleiderfetzen, die sich in den Sträuchern verfangen und wie Vogelscheuchen aussehen. Was das für die hygienischen und damit auch für die gesundheitlichen Verhältnisse in der Stadt bedeutet, kann man sich leicht vorstellen.

Das Programa de pastos II.

Nach dem Mittagessen fahren wir auf das unterhalb Ayacucho gelegene Versuchsfeld Lagunillas. Die Farm gehört einem Privatbauern, der einige Parzellen Land dem Programa de Pastos für Versuche zur Verfügung stellt. Er hofft natürlich, dadurch der Agrarreform zu entgehen. Das ganze Gut sieht sehr gepflegt aus, wobei es keine Schwierigkeiten mit der Bewässerung hat. Ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

Wayllapampa, das noch tiefer liegt, ist der eigentliche Musterbetrieb der Universität, der er auch gehört. Auch hier ist meistens genügend Wasser vorhanden. Das Vieh sieht gut und wohlgenährt aus. Der Verwalter erfüllt seine Aufgabe sorgfältig. Das Verhältnis der Schweizer zu ihm und den übrigen Leuten vom Gut ist offensichtlich ein vertrauensvolles. Wayllapampa wird mit Maschinen bearbeitet. Das hat sicher Vorteile. Doch andererseits fragt man sich unwillkürlich - besonders nachdem man uns gesagt hat, dass der Größtenteil der Bevölkerung von Ayacucho unterbeschäftigt oder sogar arbeitslos ist -, warum nicht auf die Maschinen verzichtet und dafür einigen Einwohnern der Gegend und auch der Stadt ein bisschen Arbeit verschafft wird.

Der Gutsverwalter hält sich einen Weinkeller, der den Eingeweihten wohl bekannt ist. Auch Pisco, der überall in Peru sehr geschätzte Branntwein, mit dem man den vorzüglichen Pisco-Saur zubereitet, kann man dort finden. Der Verwalter lädt uns in den Keller ein und überreicht jedem grosszügig eine Flasche Pisco.

Quichua oder Castellano

Beim Nachtessen, das in angeregter Stimmung verläuft, entspinnt sich ein interessantes Gespräch über die Vor- und Nachteile der Erhaltung des Quichua. In der Sierra gilt die Sprache der Urbewohner als Grundlage für den Unterricht. Daneben lernen aber die Kinder auch Castellano. Sie müssen also gleichzeitig in zwei grundverschiedenen Sprachen lesen und schreiben lernen. Es wird sogar der Versuch unternommen, das Quichua nicht nur zu erhalten, sondern noch zu fördern. Zwar sagt man, dass die Sprache ein wesentlicher Teil der Kultur eines Volkes sei. Angesichts der erschwerten Schulungsverhältnisse in der Gegend fragt man jedoch unwillkürlich, ob es sich wirklich lohnt, den Kindern durch diese Zweisprachigkeit die Weiterbildung derart zu erschweren. Ja man könnte fast sagen,

unmöglich zu machen. Denn nach der Primarschule werden die Kinder keine der beiden Sprachen genügend beherrschen, um in einer weiteren Schule erfolgreich bestehen zu können. Jedenfalls werden sie durch die rudimentären Castellano-Kenntnisse gegenüber den übrigen Peruanern stets benachteiligt sein. So werden nur die hervorragendsten Schüler eine Chance haben.

Das Programa de pastos III.

7. November 1971

Um sieben Uhr fahren wir mit den zwei Landrover von Ayacucho ab in Richtung Allpachaca: die drei Journalisten, René Vogel, Jakob Hilfiker, Herr und Frau Ravenel, Professor Diaz Lopez und ich. Unterwegs bestaunen wir - neben vielen Besonderheiten der Gegend um Ayacucho - die Trinkwasserleitung: ein etwa halb Meter tiefer, zwei Dutzend Zentimeter breiter Graben, sauber gemauert, führt über die Hügel und durch die Talmulden das Wasser von den Höhen hinunter zur Stadt, und wohl nicht nur das Wasser. Man begreift, dass die Schweizer einem gleich bei der Ankunft in der Stadt davon abraten, Leitungswasser zu trinken.

Die Fahrt auf die futterbaulichen Versuchsfelder zeigt uns viele interessante und erfolgversprechende Versuche. Doch wenn man die mit grosser Mühe hervorgebrachten Felder in der widerspenstigen, jeder Kultur widerspenstigen Umgebung sieht, dann muss man an den Erfolg der Futterbauversuche glauben. Man fragt sich, wie es den Experten auf die Dauer gelingt, nicht an ihrer Aufgabe zu zweifeln. Im Gespräch geben sie einem auch zu, dass sie selber auch von Zeit zu Zeit am Sinn ihres Wirkens unter diesen Umständen zweifeln. Doch die kleinen Fortschritte, die sie immer wieder erzielen, geben ihnen wieder Mut, besonders dann, wenn sie feststellen können, dass dank ihrer Arbeit die Leute, bei denen sie die neuen Erkenntnisse zu verbreiten versuchen, jeweils doch ein bisschen besser leben.

Auf den Musterbetrieb Allpachaca erklärt man uns die Einrichtungen und die Zielsetzungen. Nun sollen die Einrichtungen des Musterbetriebes erweitert werden. Man denkt vor allem daran, moderne Labors und andere Arbeitsstätten zu installieren. Dazu sollen auch moderne Unterkünfte für die Studenten gebaut werden. Bis jetzt haben die Studenten bei den Campesinos gelebt. Es werde aber zunehmend schwieriger, Studenten für eine Tätigkeit in Allpachaca zu gewinnen, wenn man ihnen keine besseren Lebensbedingungen bieten kann.

Ob es nun aber klug ist, die Studenten ausgerechnet durch komfortable Einrichtungen für eine Arbeit auf dem Musterbetrieb gewinnen zu wollen? Das kann doch nur dazu führen, dass die Studenten dem Leben ihrer eigenen ländlichen Mitbewohner, denen ihre Tätigkeit ja einmal gewidmet sein soll, entfremdet werden. Wenn sie schon bei ihrer Ausbildung an bequeme Arbeitsbedingungen gewöhnt werden, sind die meisten von ihnen später wohl kaum mehr willens, das Leben

der Campesinos mitzuleben. Ihr Ziel wird dann wohl nur noch Lima sein. Gegen die Einrichtung zweckmässiger Labors ist bestimmt nichts einzuwenden, da eine wissenschaftliche Arbeit nur mit deren Hilfe durchgeführt werden kann. Wenn jedoch den Studenten durch moderne Unterkünfte und Aufenthaltsräume ermöglicht wird, sich auch in ihrem persönlichen Leben von den Campesinos abzusondern, dann muss man nicht verwundert sein, wenn die Campesinos den Rat der "Gebildeten" nur misstrauisch und mühsam akzeptieren. Später, bei unserem Besuch in Kuchukisira wird der Alcalde denn auch im Gespräch betonen, die Campesinos der Comunidades hätten grosses Vertrauen zu Don Saul Lamberto, und dies besonders weil er unter ihnen und gleich wie sie lebt.

Die beiden Schweizer, die schon seit einiger Zeit im Projekt arbeiten, teilen im Wesentlichen diese Bedenken. Eigentlich müsste man damit anfangen, den Studenten mehr soziales Verantwortungsbewusstsein beizubringen. Man könne sich fragen, was die ganze technische Zusammenarbeit nützen werde, wenn der Sinn für die Bedürfnisse der eigenen Gemeinschaft bei den Peruanern selber nicht entwickelt wird. Die zwei Schweizer weisen allerdings daraufhin, dieser Teil der Ausbildung könne kaum die Aufgabe ausländischer Experten sein. Das müssten wohl eher die peruanischen Lehrer selber zuerst einsehen und dann in die Tat umsetzen. Leider sei diese Erkenntnis bei den Uni-Professoren noch nicht sehr weit gediehen. Professor Diaz Martinez, mit dem ich mich tags darauf darüber unterhalte, stellt selber fest, dass es hier grosse Schwierigkeiten zu überwinden gilt. Einmal sind die Studenten, die wirklich von Land kommen, selten. Und bei den andern, die in städtischem Milieu aufgewachsen sind, ist es überaus schwer, sie zur Erde zurückzuführen. Im Vorwort zu Diaz Martinez Buch "Ayacucho: hambre y esperanza" gibt auch José R. Sabogal Wiesse von der Universidad Agraria La Molina, folgenden Rat: "... Eduquese a los propios técnicos, haciéndoles vivir en las comunidades o villorrios. Y solamente cuando se hayan integrado y sufrido las condiciones de vida que desean enmendar, es que podrán hacerlo desde adentro, también conjuntamente. No como hoy en día, en que la casa del maestro o las lujosas instalaciones de la O.N.R.A. segregan a sus técnicos al momento de su llegada a la comunidad. Alguien argüirá que en estas condiciones nadie habra de acudir a vivir en el campo."

Kuchukisira und Don Saul Lamberto

Am frühen Nachmittag erreichen wir Kuchukisira, die wichtigste der etwa zwölf comunidades, die sich zu gemeinsamen Fortschritt zusammengeschlossen haben unter dem Namen Quispillagta. Wir werden sehr herzlich empfangen, mit peruanischer Umarmung. Zu unserer Begrüssung haben sich alle wichtigen Männer von Quispillagta eingefunden: Don Salomon Galindo, Presidente del Consejo de Administracion von Quispillagta, Don Theophilo Galindo, sein Bruder und sein

Luegoteniente in Kuchukisira, deren Vater, ein alter Mann, der jedoch noch sein Wort mitzureden hat, und Don Saul Lamberto, der Ingeniero und protestantische Missionar von Quispillagta. Don Saul führt mich durch Kuchukisira, das etwa 280 Einwohner hat. Die Bewohner von Quispillagta seien früher fast alle Trinker, Räuber und Gauner gewesen. Ihre Streitereien seien sehr oft auf Tot und Leben ausgetragen worden. Heute sind es durchwegs rechtschaffene Leute. Don Saul führt diese Bekehrung darauf zurück, dass mehr als 80% der Einwohner den protestantischen Glauben angenommen haben. Natürlich könnte es wegen dieser Bekehrung eines Tages Schwierigkeiten mit der Regierung geben, da in Peru nur der Katholische Glaube Staatsreligion ist. Don Saul vertraut jedoch darauf, dass die Regierung in diesem Falle die Entwicklung, die sich in den Comunidades vollziehe, sehen und anerkennen werde. Dadurch sei möglichen Massnahmen der Regierung wahrscheinlich schon weitgehend vorgebeugt.

Don Saul selber ist bereits im protestantischen Glauben erzogen worden. Und er hat es nie bereut, diesem Glauben anzugehören. Er stammt selber nicht aus Quispillagta, sondern aus Huancayo. Er hätte nach seinem Studium im Valle de Santa Eulalia oder im Gebiet von Cero de Pasco arbeiten können. Eine Zeitlang hat er auch in beiden Gegenden gewirkt. Diese beiden Gebiete waren aber schon einigermaßen entwickelt. Deshalb zog er es vor, in Quispillagta zu wirken. Hier seien die Verhältnisse und Lebensbedingungen so rückständig, dass die Leute wirklich noch Hilfe und Rat brauchen.

Aus seiner "Entwicklungs-Philosophie", die er mir auf dem Gang durchs Dorf darlegt, greife ich zwei drei Punkte heraus:

- Der Campesino lehnt a priori alles ab, was von aussen kommt. Wenn etwas Neues (eine neue Frucht, ein besseres Gras, ein fremdes Werkzeug etc.) eingeführt werden soll, was manchmal notwendig ist für die Entwicklung, so muss ad oculos bewiesen werden, dass es dem Campesino einen Vorteil bringt. Langes Reden nützt überhaupt nichts. Ausschlaggebend ist, dass der Vorteil gezeigt werden kann.
- Am besten ist es immer, wenn man einen oder mehrere Angehörige der jeweiligen Comunidad dafür gewinnen kann, die neuartigen Produkte unter den gegebenen Lebens- und Arbeitsbedingungen der Comunidad auszuprobieren. Wenn es eigene Mitbürger vordemonstrieren, wird die Neuerung von den Dorfbewohnern viel eher und schneller akzeptiert.
- Der Berater sollte wenn immer möglich auch ein Einheimischer sein, jedenfalls aber so weit als möglich das Leben der Campesinos leben. Don Saul erfüllt denn auch diese zwei Bedingungen vollkommen.
- Neue Arten von landwirtschaftlichen Produkten sollte man dem Campesino eigentlich nie zum Kauf aufzwingen. Besser ist es, die neuen Produkte das erste Mal unentgeltlich abzugeben und den Campesino dazu bringen, dass er einen Versuch damit macht. Wenn

er dann einen Erfolg erzielt, wird er von sich aus die neuen Produkte kaufen wollen. Don Saul hat schon mehrere Male gute Erfahrungen mit dieser Methode gemacht. Das erste Mal musste er noch zu den Campesinos gehen und sie bitten, einen ersten Versuch zu wagen. Mit ein wenig Glück - wie er gerne zugibt - waren die Versuche von Erfolg gekrönt. Danach konnte er ruhig in Kuchukisira bleiben. Die Campesinos kamen von weit her und baten nun ihrerseits, mehr von den ausprobierten Produkten zu bekommen.

- Da sehr viel zu tun ist, und da die Fachleute fehlen, ist es unerlässlich, Ausstrahlungspunkte zu schaffen mit Einheimischen, die zwar keine Fachleute im eigentlichen Sinne des Wortes sind, die aber den Fachmann, der nur von Zeit zu Zeit vorbeikommt, wirkungsvoll vertreten können.

In Quispillagta treffen, wie man natürlich feststellen muss, mehrere glückliche Umstände zusammen, vor allem aber die Persönlichkeiten des Ingeniero, der sich - aus welchen Gründen immer - vorbehaltlos seiner Aufgabe - vielleicht müsste man sagen: seiner Sendung, seiner Berufung - widmet, und die Dorfbehörden, die das Wesentliche erfasst haben, die den Glauben an die Entwicklung besitzen, und die ebenso vorbehaltlos hinter ihrem Helfer und Berater und bestimmt auch Freund don Saul stehen. Diese Kombination trifft man - leider! - in Peru nur selten an, wenn auch nicht ausschliesslich in Quispillagta, wie man mir versichert.

Die Schule in Kuchukisira

Don Saul Lamberto führt uns auch auf den Dorfplatz hinauf: eine kleine Ebene, die Kuchukisira dominiert. Am Rande stehen das Schulhaus und das Gotteshaus. An der Mauer des Schulhauses hängt, neben dem üblichen offiziellen Schild, das jede Schule in Peru ziert, ein kleines Täfelchen, das darauf hinweist, dass das Schulhaus von den Dorfbewohnern selber erbaut worden ist (wie übrigens auch das Gotteshaus) während der von Präsident Belaunde Terry angeregten Aktion "obra social".

Als wir uns dem Schulhaus nähern, kommt uns ein junger Mann entgegen, ein Buch unter dem Arm, und Don Salomon Galindo stellt ihn uns vor als den Director de la escuela. Wir haben also die Ehre, uns mit dem Direktor der Schule von Kuchukisira zu unterhalten, einer Schule, die von fünf Primarklassen besucht wird, untergebracht in den zwei Räumen des Schulhauses. Der Schuldirektor stellt uns seiner Frau vor, die vor der Steinhütte der Lehrerfamilie sitzt, ein Kind im Arm. Die Hütte steht gleich neben dem Schulhaus und sieht nicht anders aus als die übrigen Hütten des Dorfes. Lehrers leben also genau gleich wie alle Dorfbewohner, und das Einzige, was den Lehrer markiert, ist das Buch unter dem Arm. Es kommt mir wie eine Art Amtszeichen vor.

Vom Lehrer erfahre ich über die Schule im Grossen und Ganzen dasselbe wie von den Lehrerinnen in San Pedro de Casta und in Jenaro

Herrera. Allerdings haben es die Kinder in Kuchukisira noch schwerer als ihre Kameraden in den zwei andern Dörfern. In der Sierra spricht das Volk noch weitgehend Quichua, Castellano ist eine Fremdsprache, die die Kinder erst in der Schule lernen. Zu Hause sprechen sie Quichua. Und eine Frau, in deren Haus ich eine Bibel gesehen hatte, sagte mir, sie lasse sich von ihrem Mann, der ein bisschen Castellano lesen könne, vorlesen, oder noch lieber von ihrem Töchterchen, das die Schule besuche und am besten Castellano verstehe.

Die Kinder kommen gerne zur Schule, und sie lernen fleissig. Der Lehrer bringt ihnen das Rechnen bei, dazu das Schreiben und Lesen, und zwar in Quichua, dessen Laute in Castellano-Lautschrift umgeschrieben werden, und in Castellano. Der Lehrer, der übrigens selber nicht von Kuchukisira stammt, gibt zu, dass die meisten Kinder das Castellano nach der Schule wohl wieder vollständig verlernen, da sie es nicht mehr praktizieren können. Diese sprachliche Doppelspurigkeit sei ganz gewiss ein grosser Nachteil für Kinder, die eine Weiterbildung erhalten möchten. Der Kauf der Bücher und des Schulmaterials bedeute für die meisten Leute von Kuchukisira ein grosses Opfer, aber die meisten sähen den Vorteil einer gewissen Schulbildung ein und brächten dieses Opfer gerne.

Beim raschen Durchblättern des Lesebuches für die erste Klasse (vielleicht war es auch das für den Kindergarten, wo ja auch schon Lesen und Schreiben gelernt wird) fällt mir zweierlei auf: erstens tragen der Knabe und das Mädchen, die die "Buchhelden" abgeben, die Namen Jorge und Beatriz, beides Namen, die, wie man mir sagt, in der Gegend so gut wie nicht verwendet werden, vor allem der zweite; und zweitens sehen die beiden Buchkinder in jeder Beziehung (vor allem was die Kleidung betrifft) wohl den Kindern in Lima und Umgebung ähnlich, jedoch dürften sich die Kinder von Kuchukisira kaum in ihren "Buchhelden" wiederfinden. Herausgeber des Buches ist das Ministerio de Educacion.

Zurück nach Ayacucho

Die Zeit drängt. Der Himmel sieht zudem nach einem nahenden Gewitter aus, und man muss mit Hochwassern und mit Erdbeben unterwegs rechnen. Deshalb ist es besser, wir brechen auf.

Etwas eine Viertelstunde noch können wir die Landschaft betrachten, diese Landschaft, die so häufig wechselt, dass man nie aufhört, sich über ihre Vielfalt zu wundern und vor allem über die farblichen Wechsel zu staunen. Dann dunkelt es ein, und wir sind froh, ortskundige Chauffeure zu haben.

Das Gewitter lässt nicht lange auf sich warten. Donner folgen den Blitzen, die die Sierra-Landschaft gespenstisch aufleuchten lassen. Dann fällt der Regen, stark und dicht. Es dauert nicht lange, und der Regen wird von Schnee abgelöst, weniger stark, aber ebenso dicht, bald liegt eine zentimeterhohe Schneeschicht auf der Strasse, die

PERU 36

Landrovers bewegen sich im Schneckentempo vorwärts, und es schneit und schneit, während es immer noch blitzt und donnert. Langsam schieben wir uns talwärts, Richtung Ayacucho. Das Gewitter ist nicht bis zur Stadt gelangt. Die Strassen sind trocken und staubig wie am Morgen. Dabei wäre auch in der Umgebung der Stadt ein bisschen Regen ein wahrer Segen gewesen. Vorläufig wird man also noch darauf warten müssen. Immerhin hat für die höher gelegenen Gebiete die Regenzeit endlich begonnen. Schon in einigen Wochen wird die Landschaft nicht mehr gar so braungrau aussehen wie noch heute.

Das Programa de pastos IV.

8. November 1971

Am Vormittag besichtigen wir, zusammen mit den Schweizern, die verschiedenen Laboratorien des Programmas de Pastos. Die Studenten sind an der Arbeit. Diese praktische Seite ihres Studiums scheint ihnen Spass zu machen, und zwischen ihnen und den Schweizern herrscht ein vertrauensvolles Verhältnis. Beim Betrachten der Laboreinrichtungen und der einzelnen Räume versteht man sehr wohl, dass alle, die am Programa de Pastos beteiligt sind, sich darauf freuen, das neue Gebäude des Programmas bald beziehen zu können. Dieses steht zwar am Stadtrand, vom Stadt- und Universitätszentrum ziemlich weit entfernt. Aber dafür werden Professoren und Studenten endlich über grosszügige, zweckmässig eingerichtete Laboratorien verfügen, alles schön beieinander. Das Gebäude steht noch im Bau, vorläufig kann man erst die Mauern sehen, doch man ist an der Arbeit, und man hofft, es im Frühjahr 1972 beziehen zu können.

Die Universität

Am Nachmittag machen wir einen Rundgang durch die Universität. Ein Professor der Sozialwissenschaften, dem wir begegnen, bezeichnet das Verhältnis zwischen Dozenten und Studierenden als gut. Allerdings sei die Abteilung für Sozialwissenschaften gewissermassen ein Sonderfall. Deren Studenten seien meistens an vorderster Front, wenn es darum gehe, gesellschaftspolitische Anliegen zu verfechten. Sie interessierten sich sehr für die Politik, manchmal vielleicht sogar ein bisschen zu sehr. Die Professoren seien dadurch natürlich gezwungen, neuen Ideen gegenüber offen zu bleiben. Doch das sei ohnehin eine Voraussetzung für das Lehren der Sozialwissenschaften. Immerhin gibt der Professor freimütig zu, dass trotz der sehr fortschrittlichen Haltung der Dozenten die Studenten ihnen in ihren Ideen und gesellschaftspolitischen Forderungen immer um eine Nasenlänge voraus seien.

In der Bibliothek warten mehrere Studenten auf das verlangte Buch. Die Bibliothekarin zeigt uns stolz ihr Repertoire. Die bekanntesten Werke der europäischen Literatur scheinen nicht zu fehlen, natürlich in spanischer Übersetzung. Die Studenten lesen im allgemeinen viel,

und zwar nicht nur wissenschaftliche Werke. Die Bibliothek steht auch den andern Stadtbewohnern zur Verfügung. Allerdings dürfen diese die Bücher nicht nach Hause nehmen, sondern müssen sie in einem Lesesaal, der Samstag und Sonntag offen steht, lesen. Der Erfolg dieser Einrichtung ist nicht gross, meint die Bibliothekarin. Ausser ein paar Lehrern und wenigen Studenten, die Samstag und Sonntag den ruhigen Lesesaal aufsuchen, lässt sich kaum jemand blicken. Die Bibliothekarin ist überzeugt, dass kaum jemand etwas liest, wenn er es beruflich nicht unbedingt braucht. Es sei schon viel, wenn die Leute die Zeitung ein wenig anschauen. Der Verleih der Bücher sei übrigens unentgeltlich. Die Kosten der Bibliothek würden von der Universität getragen. Leider stehe nicht so viel Geld zur Verfügung, wie es brauchen würde, um die Bibliothek wirklich befriedigend auszustatten.

An der Universität stossen wir auf eine zweite Leihbibliothek. Diese führt nur Bücher, die von den Studenten für ihr Studium benötigt werden. Der Kauf der Bücher wird durch Zuwendungen von vermögenden Stadtbürgern ermöglicht. Für den Bezug eines Buches muss der Student eine Gebühr von 5% des Buchpreises bezahlen. Dieses Geld wird für den Kauf neuer Bücher verwendet.

Im Laboratorium für industrielle Chemie sind die Studenten fleissig an der Arbeit. Erwähnenswert scheint mir hier die Tatsache zu sein, dass diese Studenten nach Abschluss ihrer Studien ihren erlernten Beruf eigentlich nur in den Industriezentren des Landes ausüben können, wodurch sie praktisch gezwungen sein werden, Ayacucho zu verlassen. Die meisten gehen denn auch nach Lima. In Ayacucho hat es noch sozusagen keine Industrie. Die Regierung gibt denjenigen, die hier industrielle Betriebe eröffnen möchten, darlehen. Bisher ist dieses Angebot, von zwei drei Kleinbetrieben abgesehen, so gut wie erfolglos geblieben.

In der Klasse für Gesteinskunde, wo einige Studenten an der Arbeit sind, finden sich auch einige wertvolle Steine. Ein Journalist fragt denn auch die Studenten, ob sie wüssten, wieviel Wert - finanziell - in diesem Raum beieinander sei. Darauf ein Student, ohne zu zögern: "Die Steine hier haben für uns nur soviel Wert, als sie wissenschaftlich wert sind!" Auch Gold ist in diesem Zimmer zu finden, und zwar stammt es aus Peru. Da ruft ein Journalist aus: "In Peru hat es ja alles ..." Ich übersetze den Studenten den Satz. Da wiederholt einer von ihnen, im Tone tiefer Ueberzeugung und nicht ohne Stolz: "Si, Senor, en el Peru hay todo!"

Förderung des Handwerks

Die Universität tut auch etwas für die Handwerker der Gegend. Sie stellt einen kleinen Raum zur Verfügung. Die von den Handwerkern hergestellten Gegenstände (Retablos, Silberziselierungen, Pantoffeln und anderes aus Alpaca-Fell, Schmuckketten, Ringe, Gewobenes und

Gestricktes und Besticktes etc.) werden dort Einheimischen und Fremden zum Kauf angeboten, und zwar zum Preis, den die Handwerker festlegen. Der Verkäufer und Ladenverwalter wird von der Universität fest entlohnt. Dadurch will die Hochschule das Handwerk der Gegend, das übrigens in ganz Peru berühmt ist, ein wenig fördern. Der Ladenverwalter sagt, er könne oft die Nachfrage nicht befriedigen. Ein Vergleich mit dem Angebot auf dem Markt von Ayacucho zeigt uns denn auch, dass die Waren im Handwerkerladen auf keinen Fall teurer, dagegen meistens besser verarbeitet sind. Eine kleine Besonderheit des Ladens: man kann dort nicht markten, denn der Verkäufer hat innerhalb der Preise, die der Handwerker setzt, keinerlei Spielraum. Wenigstens behauptet er es.

Cocktail zum Abschluss des Besuches

Am Abend gibt Rektor Ishikawa im Hotel "Turista" einen Cocktail zu unseren Ehren. Eingeladen sind, ausser uns und den Schweizern mit ihren Ehefrauen, mehrere Professoren der Universität. In einem Toast gibt der Rektor seiner Freude über unseren Besuch Ausdruck. Er bedauert, dass unser Besuch schon zu Ende sei. Doch er hoffe, dass wir einen guten Einblick in die hier geleistete Arbeit erhalten hätten. Er lobt die Arbeit der Schweizer, die sehr tüchtig seien und das Vertrauen der Dozenten und Studenten geniessen. Und er hofft, dass die Zusammenarbeit der Uni mit der Cotesu weitergehen werde. Denn es sei noch viel zu tun.

Ich bedanke mich im Namen der Besuchergruppe für den überaus freundlichen Empfang und für die Offenheit, der wir überall begegnet seien. Wir hätten sehr viele wertvolle Informationen sammeln können. Natürlich seien wir von Ayacucho begeistert, es sei eine wunderschöne Stadt, und wir seien stolz, dass unsere Mitbürger einen Beitrag an die Entwicklung der Stadt und der Provinz Ayacucho und somit auch Perus leisten können. Wir alle seien uns allerdings wohl bewusst, dass die Entwicklung der Stadt nicht von der Cotesu abhängen, die höchstens ein bisschen zum Fortschritt beitragen könne. Doch gerade hier in Ayacucho hätten wir feststellen können, dass Pearson Recht habe mit seiner Behauptung, dass mehr als 80% der Entwicklungsleistungen vom Entwicklungsland selber kämen. Bei allen Gesprächen, die wir vor allem mit Leuten von der Uni gehabt hätten, hätten wir einen festen Willen erkennen können, die Entwicklung tatkräftig voranzutreiben.

Von Ayacuchos Bräuchen

Rektor Ishikawa erzählt noch einiges zu zwei Gegenständen der Handwerkerkunst von Ayacucho. Der kleine Hausaltar, Retablo genannt, hat früher eine wichtige Funktion gehabt. Die Leute von Ayacucho sind fast durchwegs wandernde Händler gewesen, die mit ihren Waren

über Bolivien bis nach Brasilien und Argentinien gelangt sind. Da haben sie auf dem Esel oder Maultier für ihre Gebetshandlungen immer den Retablo mitgenommen. Die kleinsten Retablos stellen bloss die Kreuzigung dar mit den Orts- und Familienheiligen, bei den grösseren kommt eine weltliche Szene hinzu, oft eine Gerichtsszene, bei der bekannte Gesichter zu sehen sind. Ganz grosse Retablos haben zwei weltliche Szenen, etwa ein Ortsfest, eine Marktszene oder ähnliches.

Typisch für Ayacucho ist auch der kleine Turm, der auf dem First vieler Häuser noch zu sehen ist an Stelle des sonst in Peru üblichen Kreuzes. Wenn das Haus fertiggebaut ist, kommen alle Verwandten herbei. Der Götti des Hauses, der Padrino, setzt dann feierlich das Türmchen, das meistens vom Priester gesegnet worden ist, auf den Dachfirst. Damit ist das Haus auch gesegnet, vor bösen Geistern geschützt, und die Familie kann es ohne weiteres beziehen und bewohnen. Nach dieser Segenshandlung wird natürlich die Hausaufrichte gefeiert, von den Verwandten und Bekannten. Die Ehre, Padrino eines Hauses zu sein, kann einem somit recht teuer zu stehen kommen. Dieser Brauch wird auch heute noch gepflegt. Beide Gegenstände, Retablo und Türmchen, sind heute weitgehend unter den Einfluss der Händler aus Lima geraten. Diese stellen fest, dass die Fremden gewisse Ausführungen der beiden Gegenstände häufiger kaufen als andere. Infolgedessen verlangen sie von den Handwerkern in Ayacucho nur noch die begehrten Ausführungen. Dadurch sind schon manche Veränderungen in Bezug auf die Farben, auf die Motive etc. vor sich gegangen, die man nicht als Vorteil für die ursprüngliche Kunst bezeichnen kann. Aber der Handwerker hat eben nur die Wahl, sich entweder dem Diktat des Zwischenhändlers zu beugen oder seine Ware nicht abzubringen. Dass er das Erstere vorzieht, ist verständlich. Und vielleicht ist dies auch nicht so schlimm, wenn man bedenkt, dass der Verkauf dieser Gegenstände eine wichtige Einnahmequelle vieler Leute der Gegend darstellt. Dass die Waren durch den Zwischenhandel und durch die Gewinnmarge des Geschäftes in Lima stark verteuert werden, darf allerdings nicht übersehen werden.

Von Ayacucho nach Pisco

9. November 1971

Pünktlich um sieben Uhr wartet das Colectivo-Taxi vor dem Hotel. Vertrauensvoll verstauen wir unser Gepäck in den geräumigen Kofferraum und setzen uns ebenso vertrauensselig in den Wagen. Wir haben gerade genug Platz. Pierre Barras wird das Flugzeug nehmen, da ihm die Höhe, in die wir hinaufklettern werden, Sorgen bereitet. Wir nehmen also Abschied von Ayacucho, dieser in mancher Beziehung unbegreiflichen Stadt, voller Widersprüche, vielleicht gerade deshalb anziehend. Hinaus geht es, auf die Route Libertadores, in Richtung Pisco, hinunter an die Costa. Warum sie übrigens Libertadores heisst, weiss ich nicht, oder seit wann sie diesen Namen trägt. Libertadores, Befreier hat Peru eben viele erlebt.

Die Strasse ist breit, und wenn schon, den Verkehr braucht man hier nicht zu fürchten. Zuerst steigt es stark, kurvenreich. Die Landschaft ist überaus abwechslungsreich, manchmal gespenstisch, wir können die schönsten Geländeformationen beobachten. Hie und da Höfe, meist eher klein, selten grössere Grundstücke, die dann gewöhnlich von einer hohen Hofmauer umgeben sind, und in der Mitte steht ein Haus, eher eine Burg, im Kolonialstil, jedoch in stark verwahrlosten Zustand. Die Kleinen Hofhütten tragen, je weiter wir uns von Ayacucho entfernen, nicht mehr das Türnchen auf dem First, sondern nur noch ein einfaches Holzkreuzchen.

Wir sind, ohne es zu merken, auf über 4000 Meter Höhe hinaufgekommen. Die Strasse, überall gut angelegt, führt uns stückweise wieder hinunter, dann erneut hinauf. Wir begegnen den ersten Llama-Herden, von Zeit zu Zeit auch einigen Alpacas. Vicunas sehen wir keine, es gibt scheint's nur noch seltene Exemplare in Peru, weshalb sie auch geschützt sind. Wir haben zwar auf den Anblick dieser Tiere gewartet, irgendwie bewegt er mich jedoch stärker, als ich erwartet habe. Oder ist das bloss das Zeichen dafür, dass wir immer stärker an Höhe gewinnen?

Der Chauffeur bemerkt eine Panne am Wagen, noch in der Fahrt schaut er zur Türe hinaus nach hinten. Der linke Pneu hinten verliert zusehends Luft. Der Wagen hält, wir steigen aus, und nun können wir die Luft auch entweichen hören. Was macht man nun, wenn der Pneu platt ist? Man flickt, man pumpt, und weiter geht's. So einfach ist das. Aber eben ... Der Chauffeur macht ein bedenkliches Gesicht. Er hat festgestellt, dass er die Pumpe nicht eingepackt hat. Ich habe eher den Eindruck, dass er uns das nur so vormacht. Das Fehlen der Pumpe ist ihm wohl nicht erst jetzt aufgefallen. Also Rad wechseln, und vor allem hoffen, dass die vier Pneu bis zur nächsten Garage - sehr nahe ist sie sicher nicht! - die Strapazen der Route Libertadores aushalten. Doch auch ein Radwechsel bringt kaum die erhoffte Rettung, wenn der Ersatzpneu ebenfalls luftleer im Kofferraum liegt. Da bleibt einem eben nur eines: warten, bis jemand eine Pumpe herbeischafft. Das Schicksal ist uns offenbar wohlgesinnt. Nach kurzer Zeit nähert sich von Pisco her ein Lastwagen. Die sind natürlich für solche kleinen Zwischenfälle ausgerüstet: ein Luftschlauch ist ständig am Motor angeschlossen und reicht bis zu allen vier Rädern. Der Lastwagenchauffeur hält den Laster an, ist sofort im Bild, und ohne abzusteigen reicht er uns den Schlauch. Gleich ist der Reservepneu in brauchbarem Zustand, und unser Chauffeur montiert ihn. Wir kaufen dem Lastwagenchauffeur einige Flaschen Coca-Cola ab und geben ihm ein gutes Trinkgeld. Die Fahrt geht weiter, an Bergen, teilweise schneebedeckt, und an Seen vorbei, das Wasser hier grün, dort tiefblau, aber immer glasklar. Der Chauffeur ist nicht sehr gesprächig, er hört sich lieber das Radioprogramm an, eine unheimliche Mischung von Nachrichten, Geschichtchen und Reklamen. Nach einer Viertelstunde hat man den Eindruck, dass das gleiche Programm ständig wiederholt wird, umso mehr als alle fünf Minuten - so kommt es mir jedenfalls

vor - das Coca-Cola wiederkehrt: "Coca-Cola es totalmente peruano etc. etc." Immerhin teilt uns der Chauffeur gelegentlich doch mit, wir hätten nun den höchsten Punkt der Strasse erreicht, so um 4800m herum. Wir sind erstaunt, wie wenig wir davon spüren.

Wir haben den eigentlichen Altiplano hinter uns, tatsächlich geht es nun über weite Strecken steil bergab. Die Strasse, immer noch gut angelegt, führt jetzt teilweise in Nadelkurven den Berghängen entlang, wobei wir manchmal in tiefe Abgründe blicken können. Doch unser Chauffeur ist kein Anfänger auf solchen Strassen, und wenn er, wie er uns sagt, diese Strecke nicht gerade oft fährt, so ist er doch ein gewiegter Ueberlandfahrer, für den solche Strassenverhältnisse nichts Ungewöhnliches darstellen. Wir sind gespannt auf die nächste Pneuapanne, denn man hat uns gesagt, diese Strecke bringe man nie ohne drei vier Pneuapannen hinter sich. Die Strasse führt nun ein enges Tal vom Altiplano zur Costa hinunter. In einem Bergbaudorf machen wir halt. In der Garage lässt der Chauffeur den Pneu flicken.

Wir gehen in eine der vielen Dorfwirtschaften an der Hauptstrasse, es ist schon späte Mittagszeit. Die Einrichtung, die Ordnung in der Beiz, und vor allem auch die äussere Erscheinung der Frau, die uns freundlich und respektvoll bedient, sind zwar nicht dazu angetan, unseren Appetit anzuregen. Doch hier darf man nicht heikel sein, und Hunger haben wir schon genug. Die Suppe, und auch das übrige Essen sind ausgezeichnet und reichlich. Wir können unseren Hunger gründlich stillen.

Im Uebrigen herrscht in der Beiz reges Leben. Ausser einem Mann mittleren Alters, der in seiner Aufmachung und vor allem mit seinem schlaun, drohenden Gesichtsausdruck einem dörflichen Al Capone gleicht, und uns sind zwar keine weiteren Gäste da. Doch im Raum sind viele andere Wesen: mehrere Kinder verschiedenen Alters spielen, allein oder miteinander, schauen uns zu, neugierig. Fremde sind hier wohl wohl kaum etwas Alltägliches. Hühner gackern herum und picken am Boden, Gänse werden von den Kindern gejagt. Und natürlich, wie könnte es anders sein, ein Hund, schon eher ein Köter, klein und dreckig, mit bösen Augen, schnüffelt auch in der Gaststube herum. Und plötzlich schreit das kleinste Mädchen, das sich erst mühsam auf seinen Beinchen bewegt, hinter der Theke auf. Wir nehmen an, es sei einfach hingefallen. Doch es ist vom Hund gebissen worden, der danach im hinteren Raum auch gebührend Prügel abbekommt. Die Frau, die uns bedient hat, kümmert sich um das Kind. Es ist an der Backe gebissen worden, das Blut fliesst stark das Gesicht hinunter. Das Kind weint auf peruanische Art, es ist eigentlich kein Weinen, sondern eher ein Klagen. Die Frau wäscht im hinteren Raum dem Kind notdürftig das Gesicht ab, dann trägt sie es hinaus, wahrscheinlich auf die Sanitätsstation. Vielleicht gibt es in diesem Dorf auch ein kleineres Spital.

Unsere Fahrt geht nun weiter, hinunter zum Meer. Das Tal wird immer enger, die Strasse immer schlechter, steiniger, holpriger. Unser Wagen muss die härtesten Schläge aushalten. Doch er ist solid gebaut.

An den Talhängen, auf kleinen Terrassen, werden immer wieder Siedlungen sichtbar. Unterwegs begegnen wir noch zwei Reitern, die sich als Veterinarios bezeichnen. Sie lassen uns gerne auf ihre Tiere, ein Pferd und einen Maulesel, steigen, stellen sich freudig zum Erinnerungsphoto.

Das enge Tal öffnet sich von Kilometer zu Kilometer. Die Strasse ist weiterhin steinig und holperig, hinter unserm Wagen ziehen wir eine hohe, dichte Staubwolke nach, und wenn uns ein Fahrzeug entgegenkommt, drehen wir schnell die Fensterscheiben hinauf, damit der Wagen nicht von Strassenstaub gefüllt wird. Die Leute, die am Strassenrand stehen oder einhergehen, sind gewiss nicht zu beneiden. Von der kühlen Höhenluft sind wir in die feuchtheisse Küstengegend hinuntergeraten, beinahe plötzlich und ziemlich unerwartet. Die Berge fallen ja abrupt gegen die Costa hinunter. Die Landschaft wird grosszügiger, weite Felder, Plantagen erscheinen immer häufiger auf beiden Seiten der Strasse. Die schnelle Fahrt lässt uns kaum Zeit, viele Einzelheiten wahrzunehmen, umso mehr, als die Strasse nun wieder asphaltiert ist und der Chauffeur meistens geradeaus fahren kann und vom Verkehr nicht stark beeinträchtigt wird. Je mehr wir uns der Küste nähern, desto seltener werden die Felder, die Wüste beginnt, kaum mehr von Kulturen unterbrochen.

Gegen Abend erreichen wir Pisco, eine Stadt am Meer, etwa hundert Kilometer südlich von Lima. Wir sind müde und abgekämpft und überlassen es gerne dem Chauffeur, für uns ein Hotel zu suchen. Er führt uns zum "Portofino", das direkt am Meer steht, und wir nehmen mit einem Viererzimmer vorlieb. Wir sind von der ganztätigen Dauerfahrt und von den vielen wechselnden Eindrücken so erschöpft, dass uns das einfachste Nachtlager recht ist, auch wenn die hygienischen Einrichtungen im "Portofino" beinahe notdürftig sind.

Weiter nach Lima

10. November 1971

Um acht Uhr morgens geht die Fahrt wieder los. Der Wagen führt uns bald auf die Panamericana, von der ich heute noch nicht weiss, warum sie so berühmt ist. Die Strasse ist zwar, für peruanische Verhältnisse, schön breit gebaut, mit weitgehend glattem Belag, aber die Fahrt darauf finde ich eher langweilig und eintönig. Irgendwo werden wir einmal von einer Polizeikontrolle aufgehalten, sie will unsere Pässe und die Papiere des Chauffeurs sehen, sie will wissen, woher wir kommen, wohin wir gehen und wann wir von Ayacucho abgefahren sind. Beim Anblick des Diplomatenpasses wird der Beamte sofort auffallend freundlicher und verabschiedet uns mit einem Lächeln, einer leichten Verneigung und einem "Feliz viaje!" Etwa fünfzig Kilometer vor Lima beginnt die Autobahn. Gegen Mittag fahren wir durch die Barriadas in die Stadt hinein zum Hotel "Crillon." Das grosse körperliche Reinemachen kann beginnen.

Die FAO in Peru

Am Abend sind wir zusammen mit einem Dutzend Peru-Schweizern bei Botschafter Frei zum Diner eingeladen. Die Residenz des Botschafters erscheint auch in der Nacht sehr vornehm.

Nach dem Essen entspannt man sich bei Kaffee, Likör und auserlesenen Rauchwaren in den bequemen Fauteuils des Residenzsalons. Ich unterhalte mich lange mit Herrn Bernheim, dem Verantwortlichen der FAO-Projekte in Peru. Eigentlich bin ich sehr froh, dass Herr Bernheim nach dem Essen das Gespräch mit mir sucht. Ich habe auf der bisherigen Reise ein paar Mal Kritiken an die Adresse von FAO-Experten in Peru gehört. Herr Bernheim weist daraufhin, dass die Experten, die unter seiner Leitung in Peru arbeiten, alles tüchtige Leute sind, die ihre Aufgabe sehr gut erfüllen. Allerdings sind sie in erster Linie Berater der Peruaner, und es ist deshalb verständlich, dass sie hie und da als Salon-Experten erscheinen. Die Zusammenarbeit mit den peruanischen Regierungsstellen ist gut, und in Peru kann man, was die FAO betrifft, sicher nicht von einer Mammut-Administration sprechen, wie es oft geschieht. Das ist in Rom sicher weitgehend zutreffend, in Peru aber besteht das FAO-Büro aus ganzen zwei Personen. Und er selber ist noch oft unterwegs, d.h. leider kann er wegen der administrativen Arbeit nicht so oft in die einzelnen Projekte gehen, wie es angebracht wäre.

Nach Cuzco

11. November 1971

Wir erleben einen wunderschönen Flug über die Kordillere, fliegen so nahe an schneebedeckten Bergen und Berggipfeln vorbei, dass man vermeint, sie greifen zu können. Die Maschine überfliegt Cuzco und scheint sich wieder davon zu entfernen. Doch sie zieht nur eine weite Schleife, um den Flugplatz von der andern Seite besser anfliegen zu können. Dann setzt sie zur Landung an und rollt dann sauber auf die Piste.

Wie in Lima, Iquitos und auch in Ayacucho, werden wir von Gepäckträgern, Taxifahrern und andern dienstbaren und trinkgeldsuchenden Geistern männlichen Geschlechts und jeglichen Alters angesprochen. Cuzco unterscheidet sich in dieser Beziehung von den andern Städten Perus höchstens insofern, als man sich hier direkt überfallen vorkommt. Wir brauchen keine Hilfe, unser Besuch ist von Lima aus gemeldet worden, und der Verantwortliche des Reisebüros in Cuzco ist zur Stelle, um uns zu empfangen. Wir winken auch den Photographen ab, die uns auf ihre Filme bannen wollen. Sie photographieren trotzdem. Wir fragen uns, was sie mit den Bildern machen werden.

Auf den Spuren der Incas

Am Nachmittag werden wir von einem Taxi abgeholt. Es geht auf die Rundfahrt zu den vielen historischen Stätten in und um Cuzco. Auf

der Anhöhe über der Stadt wartet eine Frau mit einer Llama-Herde. Sobald unser Wagen hält, treibt sie die Tiere zur Strasse her, hin und her an den Kameras und Photoapparaten vorbei. Der elegante Gang der Llamas hat etwas Majestätisches an sich. Die Indios-Frau vergisst nicht, im richtigen Augenblick zu uns heranzutreten und die Hand auszustrecken. Sie geht nicht leer aus. Weiter oben, bei der heiligen Quelle des Incas, deren Wasser ausgezeichnet schmeckt, ist eine Llama-Mutter unmittelbar vor der Quellen-Mauer an einem Pfosten angebunden, neben ihr ein paar Tage altes Junge. Indios, Frauen, Kinder stehen oder sitzen herum, sie spinnen, weben, arbeiten zum Schein mit alten Inca-Werkzeugen, und natürlich lächeln sie die Besucher freundlich an, wie es der internationale Tourist will. Und immer wieder strecken sie die Hand aus, in die der Tourist soviel hineinlegt, als ihm das kleine Schauspiel und das Lächeln wert sind.

Eine wunderschöne, buntfarbige Decke hat es mir angetan. Ich überlege mir ernsthaft, ob ich sie kaufen soll. Die Indios-Frau hat mich längstens durchschaut, zeigt mir die Decke von allen Seiten und lobt ihre Farben und ihre Qualität. Die Decke kostete nur 650 Soles (65 Fr.). Stumm wie ein Fisch betrachte ich die Decke. Sie ist wirklich schön, aber ich bin nicht sicher, ob sie so gross ist, wie ich sie mir wünsche. Deshalb kann ich mich nicht entschliessen. Ich bleibe aber länger dabei stehen, um zu sehen, wie weit ich den Preis hinuntertreiben kann. Nach wenigen Minuten geht die Frau zuerst auf 600, dann auf 550 Soles hinunter, schliesslich sogar auf 500. Und als ich mich zum Wagen begeben und gerade einsteigen will, folgt mir die Frau, die Decke auf dem Arm, und bietet sie mir an für 450 Soles. Bestimmt hätte ich sie für 400 Soles haben können. Irgendwie ist auch das Peru, wie es lebt.

Die Ruinen ausserhalb Cuzcos und auch die Inca-Mauern in Cuzco bieten uns genügend Gelegenheit, die Baukunst der Incas, die mannshohe Steine millimetergenau aufeinanderlegten, gebührend zu bewundern. Die Messerklinge hat jedenfalls zwischen einem Stein und dem andern keinen Platz.

Wie weit die Erklärungen unseres Fremdenführers den Tatsachen entsprechen, kann ich umso weniger beurteilen, als ich nicht immer sehr aufmerksam zuhöre. Ich bin geneigt, an seiner diesbezüglichen Zuverlässigkeit zu zweifeln, nachdem er uns erklärt hat, die grosse Christus-Statue (so eine Art Corcovado, auf Cuzco-Masse reduziert), die hoch über Cuzco steht, sei von der Araber-Kolonie der Stadt geschenkt worden, als sie von Cuzco weggezogen sei.

Bei den grössten Ruinen, in Sayxahuaman, tritt uns unvermittelt ein Knabe in den Weg und bietet uns die Photos, die am Flugplatz von uns gemacht worden sind, für 25 Soles pro Bild an. Es sind fünf Photos, und wir denken, 25 Soles für alle fünf Bilder zusammen werden wohl genügen, und überhaupt werde der Bursche dieses zwar schlechte Geschäft vorziehen, denn mit den Photos werde er ohne uns kaum etwas anfangen können. Wir reden lange mit ihm hin und her,

PERU 45

versuchen mehrmals ihm klar zu machen, es sei besser für ihn, nur 25 Soles für die fünf Bilder zu bekommen, als überhaupt auf den Bildern sitzen zu bleiben. Zu unserer grossen Verwunderung bleibt der Bursche bei seinen ursprünglichen Bedingungen, was wir uns nicht erklären können. Und so liegen, wenn sie nicht zerrissen und weggeworfen worden sind, einige Porträts unserer kleinen Reisegruppe heute noch irgendwo in Cuzco herum.

Nach Macchu Picchu

12. November 1971

Eigentlich sollte man nicht mit dem Touristenzug nach Macchu Picchu fahren. Mit dem gewöhnlichen Kurs erlebt man viel mehr, hat man uns an verschiedenen Orten versichert. Uns bleibt trotzdem nur der Touristenzug, in dem die Peruaner ebenfalls hergereiste Touristen sind, Pärchen auf der Hochzeitsreise, andere Pärchen beim silbernen oder goldenen Hochzeitsjubiläum, kleinere Gruppen auf einem Betriebs- oder Vereinsausflug. Sonst begegnet man anderen Latinoamerikanern und dann Franzosen, Amerikanern, Deutschen und natürlich ausser uns auch noch anderen Schweizern.

Der Zug fährt ziemlich schnell in Richtung Macchu Picchu. Ueber weite Strecken sieht die Landschaft unserem Voralpengebiet sehr ähnlich. Natürlich gibt es viele Unterschiede. Einer ist besonders auffallend: hier sind die Berge und die Bergkämme weitgehend bis zuoberst vom Bäumen bewachsen, etwa so wie bei uns im Mittelland bei grösseren und kleineren Hügeln. Doch hier sind die Berge etwa gar nicht hügelig, sondern vielmehr hoch, zackig und meistens steil abfallend, besonders auf beiden Seiten des Rio Urubamba.

Den Peruanern der Gegend begegnen wir nur, wenn unser Zug eines der vielen kleinen Dörfer der Gegend durchquert, oder wenn er, was drei vier Mal geschieht, an Bahnstationen hält. Dann eilen die Einheimischen herbei mit ihren Feldfrüchten, und in Nu entwickelt sich ein kleiner Markt, auf dem die Fremden für eine lächerliche Summe Bananen, Orangen, Erdbeeren etc. kaufen können, und diese für den Touristen lächerliche Summe wird für die Frau, die ihre Früchte verkauft, vielleicht zum Tagesverdienst, mit dem sie ihre vielköpfige Familie ernährt.

Bei der letzten Station vor Macchu Picchu werden wir plötzlich in den wilden Westen versetzt. Wir sind gerade dabei, einige Früchte zu erstein. Da nähert sich von Macchu Picchu her der Einheimischenzug, zuerst nur durch die hochaufsteigende Rauchwolke und durch das regelmässige Pfeifen der Lokomotive feststellbar. Die Photoapparate, die Filmkameras werden schnell aus dem Zug geholt. Der Führer der Dampflokomotive kennt die Touristen und bremst seinen Zug lange vorher stark ab, damit er nicht auf der Station eintrifft, bevor die vielen Photographen richtig in Position gegangen sind.

Kommunisten in Cuzco

Bei einer kleinen Runde durch einige Souvenirläden. Cuzco ist eine richtige Fremdenstadt, und die Bewohner leben gut oder jedenfalls besser als der Durchschnittsperuaner dank dem regelmässigen Touristenstrom. In den Souvenirläden findet man denn auch für jeden Geschmack und für jeden Geldbeutel etwas Passendes. In einem Laden sitzt eine ältere Frau - sie mag fünfzig sein - und eine jüngere, etwa in den Dreissig. Die ältere zeigt uns einige Exemplare der gewünschten Ware und sagt uns den Preis. Die Gegenstände sind spottbillig, doch aus Freude am Markten verhandeln wir noch mit ihr. Dabei spielt sich das Gespräch sowohl auf Castellano als auch deutsch ab. Als mich die ältere Frau fragt, was wir für eine Sprache sprechen und woher wir kommen, erinnere ich mich an die Vermutung, die tags zuvor ein Peruaner geäussert hat, als er uns Schweizerdeutsch sprechen hörte: "Ustedes son Rusos? Hablan ruso?" Da sage ich der älteren Frau, wir seien Russen und kämen aus Moskau, und unser Idiom sei Russisch. Da springt sie von ihrem Stuhle auf: "Ustedes son Rusos? Comunistas?" Wir nicken. "Mucho gusto, mucho gusto, camaradas, yo también soy comunista." Und sie schüttelt uns die Hand, herzlich. Dann stellt sie uns ihre Tochter, die jüngere Frau, vor: "Mi hija también es comunista." Deren Mann sei sogar im Vorstand der kommunistischen Partei Perus.

Als Genossen gibt sie uns die Waren natürlich zu einem sehr günstigen Preis, d.h. als gewöhnliche Touristen haben wir den Preis schon um etwa 15% hinuntergetrieben gehabt, die Genossen kommen nun in den Genuss eines ca. 35%igen Rabatts.

Und dann werden die Genossen aus dem fernen Moskau in Russland gebührend verabschiedet: "Hasta luego, mucho gusto, camaradas, muchísimo gusto, hasta luego!" Und ich habe den Eindruck, dass die gute alte Frau sogar Tränen in den Augen hat. Wenn ich mir auch ein bisschen gemein vorkomme, weil ich die Frau doch ein wenig hinters Licht geführt habe, so sage ich mir wieder, immerhin sei es für sie ein erhebender Augenblick gewesen, mehreren "echten" Russen, erst noch aus Moskau, leibhaftig zu begegnen. Und zudem: sicher hat sie an diesem Geschäft weniger als sonst verdient. Doch bestimmt hat sie nicht draufgelegt. Das macht man auch aus Liebe zu den Russen und zu den Kommunisten nicht so schnell.

La Feria del Pacifico

13. November 1971

Die Feria del Pacifico ist gerade eröffnet worden. Wir werfen einen Blick hinein. Der Schweizer Pavillon ist sehr bescheiden. Ausser dem Stand des Senati, wo Swisscontact ihr Projekt für Feinmechanikerausbildung vorstellt, beschränkt man sich weitgehend auf photographisches Material. Im Vergleich zum deutschen, amerikanischen (auch nicht grossartig), französischen, rumänischen und besonders dem russischen wirkt der Schweizer Pavillon ausgesprochen

arm. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, die Schweizer Industrie, die in Peru sehr stark vertreten ist, habe freudlos und fast gezwungenermassen an dieser Feria del Pacifico teilgenommen.

Am Tisch im Restaurant des Pabellon Suizo erwartet man uns bereits. Wir sind zum Mittagessen eingeladen. Ausser dem Präsidenten der schweizerischen Handelskammer in Peru und seiner amerikanischen Frau sind noch andere Leute da: ein Italo-Amerikaner, Besitzer eines Radiosenders, mit peruanischer Frau, auf deren Namen der Sender eingetragen ist (weshalb er sich seelenruhig dem Mittagsschmaus widmen kann, obwohl die peruanische Regierung die Nationalisierung der Radioanstalten gerade angekündigt hat); ein Deutscher, Besitzer einer Hacienda im Norden des Landes, mit Frau und Tochter; ein ehemaliger Jugoslawe, der in den Minen von Cero de Pasco ein Vermögen verdient hat, mit seiner Schweizer Frau. Man könnte die Anwesenden als Leute charakterisieren, denen die peruanische Regierung das Leben irgendwie ein bisschen schwerer macht als noch vor einigen Jahren, und die deshalb immer wieder und deutlich genug auf das jetzige Regime schimpfen. Sie haben aber alle bereits soviel in Sicherheit bringen können, dass ihnen ein sorgenfreier Lebensabend gewiss ist. Die Stimmung am Tisch steigt, vor allem dank dem ausgezeichneten Schweizer Wein, der reichlich konsumiert wird, ins Laut-Fröhliche. Die Einzigen, die noch einigermaßen nüchtern sind, sind wir vier. Und als sich der Präsident der schweizerischen Handelskammer in Peru zu den Worten hinreissen lässt: "Eigentlich sind die Indios gar keine Menschen. Sie sind vielmehr Tiere, denen man wie im Zirkus Kleider angezogen hat ...", da ist für uns der Moment gekommen, von dieser netten Gesellschaft Abschied zu nehmen. Nur widerwillig überlassen wir es dem Gastgeber, die fünfhundertfränkige Rechnung zu begleichen.

BOLIVIEN 1

14. November 1971

La Paz - Bolivien: Verschiedenes

Gegen ein Uhr treffen wir in La Paz ein. El Alto, der Flugplatz der Hauptstadt, trägt diesen Namen zu Recht, liegt er doch auf 4100 M.ü.M. Ich scheine schon recht akklimatisiert zu sein, denn ich spüre nichts von der Höhe. Es regnet leicht, und es ist eher kalt.

Victor Paz Estenssoro ist mit demselben Flugzeug angekommen. Er wird von einer etwa dreissigköpfigen Gruppe, alles Männer, abgeholt. Jeder möchte ihm die Hand drücken. Er wird fast erdrückt. Sie lassen ihn ein paar Mal hochleben. Man sagt mir, der ehemalige Präsident sei kurze Zeit in Lima gewesen, um irgendwelche kleineren Dinge zu regeln. Mehr erfährt man darüber nicht.

Auf der Fahrt von El Alto nach La Paz hinunter bildet sich eine längere Autoschlange, die nur langsam dahinschleichen kann. Victor Paz Estenssoro wird von seinen Anhängern - es sind unterdessen viel mehr geworden - gefeiert. Sein Wagen muss hier und dort anhalten, damit der ehemalige Präsident zu ihnen sprechen kann. Schliesslich können wir doch durchfahren und erreichen das Hotel "Sucre Palace". Das Zimmer, das ich dort beziehe, ist sauber. Die ganze Einrichtung ist jedoch in eher schlechtem Zustand.

Während des Mittagessens mit Schweingrubers im Hotel verschaffe ich mir einen Ueberblick über die politische Lage in diesem Land. Vorläufig sind Ruhe und Ordnung wieder hergestellt. Juan José Torres und seine Kumpanen seien korrupt gewesen und hätten teilweise mit Gangstermethoden (Erpressung, Entführung, Mord ...) gearbeitet. Vor dem letzten Umsturz haben sich Schweingrubers ständig bedroht gefühlt. Im Grunde sind sie deshalb froh über den Regimewechsel. Das Leben in Bolivien ist aber auch jetzt noch unsicher genug. Dem neuen Regime von Präsident Hugo Banzer Suarez geben Schweingrubers keine allzu grosse Lebenschance. Vor allem sehen sie auf die Dauer keine Besserung der wirtschaftlichen Lage des Landes. Im Grunde seien die Korruption und Misswirtschaft geblieben, es seien jetzt einfach neue Männer am Schalthebel der Macht. Im Uebrigen spricht man in Bolivien am besten nicht über politische Fragen. Man wisse nie sehr genau, mit wem man eigentlich spreche und wer noch alles zuhöre. Jedenfalls geben Schweingrubers der Dreierverbindung zwischen dem Militär, der Falange und dem Movimiento Nacional Revolucionario keine grosse Ueberlebenschance.

Das Leben in La Paz ist rein physisch sehr anstrengend. Mehrere Botschafter haben sich in der letzten Zeit Herzinfarkte zugezogen. Herr Schweingrubers hat im ersten Jahr seines dortigen Aufenthaltes mehr als 15 kg abgenommen. Wenn man die eigene Gesundheit nicht ruinieren will, muss man ein überaus geregeltes Leben führen.

Es gibt in Bolivien etwa 200 Auslandschweizer. Unter Torres haben sie ständig das Schlimmste befürchten müssen. Deshalb sind sie alle froh über den letzten Umsturz. Nun können sie wieder ganz

BOLIVIEN 2

ungestört ihre guten Geschäfte machen. Für den schweizerischen Geschäftsträger ist es nicht immer leicht, ihnen klarzumachen, dass er nicht der Vertreter ihrer privaten Interessen ist. Herr Schweingruber ist gerne bereit, ihnen im Rahmen der bolivianischen Gesetze beizustehen, wenn sie in Schwierigkeiten geraten. Er lehnt es jedoch ab, zu ihren Gunsten irgendwelche Schliche (auch finanzieller Natur) anzuwenden, wie es gelegentlich erwartet wird.

Die Geschäfte der technischen Zusammenarbeit nehmen, wie Herr Schweingruber sagt, mehr als die Hälfte seiner Arbeitszeit in Anspruch. Das stört ihn aber nicht, da er sich für die Technische Zusammenarbeit sehr interessiert. Von der Entwicklungshilfe, wie sie etwa die Amerikaner Bolivien gewähren, hält er nicht viel. Es sei mehr eine Geldgeberei, um das jeweilige Regime - besonders das gegenwärtige - sich geneigt zu machen. Auch was die schweizerische Finanzhilfe betrifft, hegt er seine Zweifel. Allerdings stehe diese erst am Anfang, und man müsse mit einer Beurteilung noch abwarten.

Herr Schweingruber hat für meine Reise in die Projekte noch nichts vorbereitet, nicht aus Nachlässigkeit, sondern weil das Reisen in Bolivien zu dieser Jahreszeit noch weniger als sonst programmiert werden kann. In erster Linie muss man sich nach dem Wetter richten. Regelmässige Flüge nach Reyes gibt es zur Zeit keine, und es empfiehlt sich deshalb, die erstbeste Fluggelegenheit ins Beni wahrzunehmen.

Irgendwo in La Paz kann man auf einem Denkmal für einen berühmten Mann, dessen Namen ich leider nicht notiert und deshalb vergessen habe, folgenden Ausspruch lesen: "No soy enemigo de los ricos, pero soy mas amigo de los pobres."

Kleine Begebenheit: um neun Uhr abends kann man uns im Restaurant "Las Vegas" kein Nachtessen mehr servieren, weil - wie der Kellner sagt - ein accidente passiert sei. Was für ein accidente, will er nicht sagen.

Ein Flugzeug gesucht

15. November 1971

Melchior Rychen weilt nun schon einen Tag länger als vorgesehen in La Paz und möchte endlich wieder nach Reyes zurück. Ich beschliesse, mit ihm zu fliegen, wenn es ihm gelingt, ein Flugzeug zu organisieren. In Bolivien ist das Reisen mit dem Flugzeug nicht in erster Linie ein Geldproblem. Denn selbst wenn die Verantwortlichen guten Willens sind und man selber die Kosten tragen kann, ist oft kein Flugzeug aufzutreiben.

Melchior beginnt schon am Morgen von der schweizerischen Botschaft aus, die Fäden zu spinnen, um ein Flugzeug gestellt zu bekommen. Es ist kein Kursflug nach Reyes vorgesehen und auch ein Fleisch-

BOLIVIEN 3

transport ist heute unwahrscheinlich. Da bleibt nur die Fuerza Aérea Boliviana, die ein paar Kleinflugzeuge besitzt. Wenn nicht alle in Panne oder irgendwo im Land unterwegs sind, besteht manchmal Aussicht, die geplante Reise unternehmen zu können. Melchior verfügt zum Glück über enge kameradschaftliche Beziehungen zu den meisten der wenigen bolivianischen Militärpiloten. Nach ein paar Anrufen eröffnet sich uns eine gewisse Hoffnung auf eine Avioneta für den Nachmittag.

Als IKRK-Arzt in Bolivien

Auf der schweizerischen Botschaft treffe ich Dr. Kloter, der IKRK-Arzt ist. Er kümmert sich um die Internierten des neuen bolivianischen Regimes. Ich höre von ein paar Lagern für politische Gefangene, wo die Verhältnisse denen eines Konzentrationslagers bedenklich ähnlich sehen. Die Aufgabe Dr. Kloters ist ausserordentlich schwierig. Bevor er zu den Gefangenen kann, muss er die Bewilligung der massgebenden Bolivianer haben. An diese heranzukommen, ist aber beinahe unmöglich. Und wenn er ein Laissez-passer für einen Besuch in einem Gefängnis hat, dann verhindert bestimmt irgendein Zwischenfall den Besuch.

Das Schlimme ist, dass die Bolivianer einander nicht trauen. Dr. Kloter möchte nämlich erreichen, dass die internierten bolivianischen Aerzte selber für ihre Landsleute in den Lagern sorgen. Diese unternehmen aber nichts, da ihnen die Pflege eigener Landsleute falsch ausgelegt werden könnte. Jeder ist eben nur auf die Rettung der eigenen Haut bedacht. Das Schicksal des andern interessiert ihn nur so weit, als es ihm selber nicht gefährlich werden kann.

Von den Sorgen eines Schweizers in Bolivien

Ein Schweizer, der die Vertretung verschiedener Schweizer und Amerikaner Firmen hat, ist, wie die andern Auslandschweizer, froh über den neuen Regimewechsel. Gegen Ende der Regierung Torres sei man ständig in direkter Lebensgefahr gewesen. Jetzt sei die Lage sicherer.

Wirtschaftlich stehe aber Bolivien vor dem Bankrott. Ausländische Investitionen fliessen nur sehr langsam ins Land, und das gewonnene Kapital wird nur selten reinvestiert, sondern meistens exportiert. Er selber hat sein Haus verkauft und das Geld ins Ausland verbracht. Nun wohnt er in einem gemieteten Haus. Das sei bedeutend sicherer, denn man könne jederzeit das Land ohne grossen Verlust verlassen.

Es sei sehr schwer, gutes Personal zu finden. Seine jetzige Sekretärin sei eine der besten, die er je gehabt habe. Aber sie sei auch nicht sehr viel wert. Spanische Briefe könne sie nur ab

BOLIVIEN 4

Diktat schreiben, englische nur ab Manuskript. Von Rechnen und von Buchhaltung habe sie keine Ahnung.

In Bolivien werden immer mehr Leute in den Staatsbetrieben beschäftigt. Die Verwaltung werde immer schwerfälliger, die Betriebe rentieren nicht mehr, sondern bringen eher noch Verlust. Man werde die Industrie in Bolivien rationalisieren und automatisieren müssen, sonst werde sie nie rentieren.

Er behauptet auch, in Bolivien werde einer direkt gezwungen, unehrliche Geschäfte zu machen. Das sei so Brauch, und wenn einer ehrlich arbeite, glaube man ihm doch nicht. Deshalb habe er, nachdem er jahrelang peinlich korrekt gearbeitet habe, auch angefangen, hie und da krumme Dinge zu drehen. Seine Buchhaltung sei monatelang revidiert worden, bis der Revisor endlich einen kleinen Fehler von ungefähr 50 Pesos entdeckt habe. Auch während unseres Besuchs treffen wir eine Revisorin an, die seit mehreren Wochen schon seine Buchhaltung überprüft. Da sie keinen Fehler findet, untersucht sie weiter.

Ingeniero Machicado von der CBF

Vor dem Mittagessen begegnen wir im "Sucre" noch dem Ingeniero Machicado, der Verbindungsmann der Corporacion Boliviana de Fomento zur Cotesu Reyes ist. Ein kleiner Mann, mit lebhaften Augen und voller Energie. Die paar Augenblicke, die wir miteinander verbringen, hinterlassen bei mir einen sehr guten Eindruck von diesem Mann. Und Melchior meint, er sei für das Projekt Cotesu wirklich Gold wert, er setze sich für die Interessen des Projektes ein, wie man es sich kaum besser wünschen könne.

Abflug nach Reyes mit der Fuerza Aérea Boliviana

Am Nachmittag fahren wir mit einem Taxi auf die Militärflugbasis hinauf, gleich neben dem Flughafen El Alto. Melchior hat nach dem Mittagessen noch einmal mit jemandem dort oben telefoniert, man hat ihm gesagt, wir sollen ruhig hinaufkommen, es bestehe sozusagen sichere Aussicht auf eine Avioneta.

Der Eingang zur Basis ist natürlich mit einem Gittertor versehen und dutzendorfach bewacht, d.h. mehrere Soldaten stehen herum mit umgehängter Maschinenpistole. Man vermutet allerdings, dass die Waffe kaum geladen ist. Aber Eindruck macht es trotzdem. Da wir keinen Militärausweis haben, lässt man uns zwar passieren, doch wir müssen einen Soldaten der Policia Militar bis zum Hauptquartier im Wagen mitnehmen. Nach Auffassung des Militärregimes in Bolivien sehen Melchior, vollbärtig, und ich, mit Schnauz und langen Haaren, nicht eben sehr vertrauenswürdig aus.

Beim Hauptquartier wird Melchior von mehreren Piloten sehr herzlich begrüßt. Sie kennen einander sehr gut. Mehrere der wenigen

bolivianischen Militärpiloten waren während des Kampfes gegen die Guerrilla im Beni und in Reyes stationiert und haben regelmässigen Umgang mit Rychens gepflegt. Daraus ist ein freundschaftliches Verhältnis entstanden. Und das hat für die Schweizer in Reyes bestimmt seine Vorteile. Sollten sie nämlich einmal dringend von dort nach La Paz müssen, wären sie beinahe sicher auf die guten Dienste der Fuerza Aérea Boliviana angewiesen. Und dann können sie bestimmt auf diese freundschaftlichen Beziehungen zu den Piloten rechnen, wie sich übrigens auch an diesem Tag zeigen wird.

Der Militärbetrieb auf der Basis ist ausgesprochen lässig. Jede militärische Handlung erscheint mir wie eine Parodie dessen, was ich in der Schweizer Armee erlebt habe. Wenn man die äussere Disziplin als das Rückgrat einer Armee bezeichnen will, wie es oft allgemein geschieht und jedenfalls während meiner "Militärkarriere" der Fall war, dann lebt die bolivianische Armee ohne Wirbelsäule. Was die Abstammung der Militärpersonen auf dieser Basis betrifft, würde ich sagen, dass man den reinen Indio nur bei den einfachen Soldaten antrifft und dass das "Europäische" umso stärker dominiert, je höher der militärische Grad der Person ist.

Was mag übrigens in den Köpfen der Militärpiloten vorgehen? Einige von ihnen haben bereits unter zwei, drei oder sogar vier Regimes (Barrientos - Ovando - Torres - Banzer) gedient, und jedesmal haben sie die Mustangs gegen die Anhänger des vorhergehenden Regimes gesteuert. Wahrscheinlich ist für sie das Pilotenleben einfach ein interessanter Job, der dazu nicht gerade schlecht bezahlt ist und der sie sogar mit einem gewissen Hauch von Heldentum umhüllt. Und wenn sie sich über die jeweilige politische Lage im Lande überhaupt Gedanken machen, dann wohl nur für sich im stillen Kämmerlein. In einem Land, wo das Regime durchschnittlich alle zehn Monate wechselt, riskiert man nicht gerne eine angenehme Existenz, nur weil einem ein Regime sympathischer ist als das andere. Zudem ist das Pilotenleben eine Art Herrendasein, denn die schweren und vor allem die dreckigen Arbeiten werden dabei von den Indios-Rekruten verrichtet. Immerhin glaubt Melchior zu wissen, dass einigen von ihnen es nicht leicht gefallen sei, beim letzten Umsturz Angriffe gegen die Torres-Anhänger - hauptsächlich Studenten und Arbeiter - zu fliegen.

Unterdessen hat man festgestellt, dass die Avioneta der Fuerza Aérea Boliviana - die einzige, die im Betrieb ist - von Cochabamba nach Oruro geflogen ist, anstatt direkt nach La Paz zurückzukehren. Der Pilot meldet, er möchte in Oruro bleiben und erst am folgenden Tag nach La Paz zurückfliegen. Als Grund dafür nennt er einen kleinen Defekt, die Maschine habe "mantenimiento" nötig. Doch seine Kollegen und Vorgesetzten in La Paz wissen es besser und sagen es offen heraus: beim "mantenimiento" handle es sich wohl eher darum, dass der Pilot mit seinem Oruro-Liebchen einen netten Abend verbringen möchte. Sie sind ihm deswegen keineswegs böse, bei jedem von ihnen steht es jeweils ähnlich. Doch sie haben sich schon für uns, besonders für Melchior, engagiert, und so geben sie dem Piloten

BOLIVIEN 6

Befehl, den Defekt, wenn er vorhanden ist, sofort beheben zu lassen und unverzüglich nach La Paz zurückzufliegen. Es geht denn auch nicht lange, so wird gemeldet, dass die Avioneta unterwegs nach La Paz sei.

Die Cessna landet, einige Rekruten werden herbeigepfiffen und tragen unser Gepäck zum Flugzeug, das sofort startklar gemacht wird. Wir verstauen unser Gepäck im Flugzeug und steigen selber ein. Unser Pilot ist Teniente Palenque, ein alter Bekannter von Melchior.

Wir überfliegen zum Teil La Paz, die grau wie immer in ihrem Becken liegt, dann geht es der Kordillere zu, von der wir nur hie und da ein klein bisschen sehen. Auch auf die Selva gibt uns die Wolkendecke nur selten einen kurzen Blick frei. Erst als wir in die Nähe von Reyes gelangen, löst sich die Wolkendecke auf. Auf Wunsch Rychens überfliegt Palenque das gesamte Projektgebiet, das mir auf diese Art eher klein erscheint. Ueberhaupt verfälscht die Sicht von oben den wahren Charakter der Region.

Erste Begegnungen in Reyes

Die neue Kathedrale von Monsignore Tscherrig ist nicht zu übersehen. Sie ist so gross, so mächtig, dass sie das Dorf Reyes beinahe erdrückt. Es ist denn auch so, dass die Piloten mit Schmunzeln jeweils gerne zugeben, dass die grosse Kirche für sie den grossen Vorteil habe, dass sie sich schon von weitem danach orientieren können. Sie bezeichnen dies als den einzigen Vorteil des Kirchenbaus.

Die Flugzeugpiste ist zwar sehr holperig, aber unser Pilot hat einige Uebung im Landen. Kaum bleibt die Cessna stehen, werden wir von Bekannten Melchiors umringt. Allen voran natürlich seine Frau und seine Kinder, zusammen mit Hubert Breguet. Sie haben die Avioneta schon lange gehört und dann gesehen und richtig vermutet, dass Melchior drin sitzt.

Das Fliegen - praktisch die einzige Art, von Reyes nach La Paz und zurück zu gelangen - ist hier mit besonderen Gefahren verbunden. Zwar sind die Piloten durchwegs tüchtige Leute und die besonderen Tücken gewohnt. Aber es kommt doch nicht selten vor, dass eine Maschine irgendwo notlanden muss.

Im Limoncito herrscht eine freundliche Stimmung, der Ton ist nett und persönlich, die Reyesanos - Dona Ester, die Haushälterin, Don Angel, Juan und andere - gehören zur Gemeinschaft. Hubert Breguet hat sich schon gut eingelebt.

Zwischen Rychens und Hubert und mir werden die Worte nicht auf die Goldwaage gelegt, man sagt ohne Umschweife, was man denkt. Missverständnisse werden vermieden. So vergeht der Abend sehr schnell und interessant. Das Einzige, was besonders mir ein bisschen Mühe bereitet, ist die drückende Hitze, feuchtheiss und gewitterträchtig, und dazu die Mücken, ganze Schwärme, besonders um die Lampen herum.

BOLIVIEN 7

Wir schwitzen; regungslos dasitzend. Das Gewitter wird nicht lange auf sich warten lassen, wir stehen am Anfang der Regenperiode.

Die Estancias des Projektes

16. November 1971

Kurz vor fünf Uhr weckt mich Hubert. Er hat schon alles bereit gelegt. Wir haben für diesen Tag einen Besuch auf die entfernteste Estancia Guamiza vorgesehen. Schon geht die Fahrt los. Unterwegs steigen zwei Reyesanos, dann noch einer - alle drei Angestellte des Projektes - hinzu, mit einem kurzen "Buenos dias!", sonst wortlos. Alles vollzieht sich beinahe geheimnisvoll, zumal es in der Dunkelheit geschieht. Nach einiger Zeit steigen die Gestalten wieder aus, es muss in der Nähe der weniger entfernten Estancias sein. "Muchas gracias. Hasta luego!" und sie entschwinden.

Wir fahren weiter und müssen uns sehr stark schütteln lassen. Die Strassen in Reyes und Umgebung richten ein Fahrzeug, selbst einen starkgebauten Landrover, in kurzer Zeit zugrunde, und man versteht, dass das Projektfahrzeug in bedenklichem Zustand ist, obwohl noch keine 20'000 km damit gefahren worden sind. Wenn man bisher vielleicht auch nicht allzu rücksichtsvoll damit umgegangen ist, er wäre auch sonst kaum in viel besserem Zustand.

Kurz nach sechs Uhr kommen wir in Guamiza, der entferntesten Estancia, an. Es tagt bereits. Felipe Chollet, sein Homologe René, die Familie des jefe de estancia, dessen Frau übrigens ausgezeichnet kocht, einige vaqueros und ayudantes vaqueros begrüßen uns, Hubert wie einen alten Bekannten, mich noch mit einigem Abstand. Sofort wird uns der übliche Morgenkaffee serviert, sehr stark und corto. Das tut gut und weckt die noch schlummernden Geister.

In Guamiza hält man nur Ganado industrial. Felipe führt mich um das Gehege, wo die Tiere für die Markierung der Kälber eingepfercht sind, herum und zeigt mir die verschiedenen Mischungen zwischen Criollo, Nellore, Gyr, Pardo suizo, Sancta Gertrudis. Reine Tiere finden sich hier praktisch keine. Dieses Vieh stellt denn auch nur eine Geldeinnahmequelle für das Projekt dar. Der Fleischverkauf trägt einiges ein, aber im Grunde genommen soll dieses Vieh mit der Zeit verschwinden und durch reinere Kreuzungen mit besserem Fleisch-ertrag ersetzt werden. Vorläufig wird der natürlichen Vermehrung noch freier Lauf gelassen.

Die jungen Kälber werden, eines nach dem andern, eingefangen, mit Jahr und Monat markiert und gewogen. Die Vaqueros verstehen sich sehr gut auf den Umgang mit den Tieren. Auch hier herrscht unter den Mitarbeitern im Projekt - Schweizern und Bolivianern - ein angenehmes natürliches Verhältnis, man könnte es auch kameradschaftlich nennen.

Um etwa sieben Uhr serviert uns die Frau des jefe de estancia ein reichliches Morgenessen, und natürlich ist sie irgendwie enttäuscht, dass unsere Mägen nicht soviel fassen, wie sie uns zugemutet hat.

BOLIVIEN 8

Dann besteigen Felipe, Hubert und ich je ein Pferd - meines heisst "El Mas" - und reiten in die Pampa hinaus. Ich selber, eher an motorisierte PS gewöhnt, zunächst noch ziemlich unsicher, Felipe immer wieder zu einem kleinen Spass bereit. Immer wieder bilden einige Bäume in der Ferne scheinbar eine Grenze, die sich jedoch, je mehr wir uns ihr nähern, jedesmal wieder öffnet, um aufs Neue eine unendliche Weite freizugeben, sodass man - optische Täuschung oder Wirklichkeit? - das Rund der Erde zu sehen vermeint. In vollen drei Stunden können wir noch lange nicht die Grenzen der Estancia Guamiza abreiten, und oft sind wir froh, auf geländegewohnten Pferden zu sitzen, denen wir uns in diesem durchfurchten, ausgetrockneten Gelände bedenkenlos anvertrauen können. Das einzige, das uns ein wenig plagt, ist der brennende Durst, denn auch die wenigen Tümpel, denen wir begegnen, geben kein trinkbares Wasser her, und die paar Bäume, an denen wir vorbeireiten, tragen nie Früchte und spenden nur ungenügenden Schatten. Nach drei Stunden Ritt kehren wir zu den Hütten der Estancia zurück und können unsern Durst stillen. Fruchtsaft ist mehr als genug vorhanden. Die Tatsache, dass ich mehrere Tage danach nur mit recht spürbaren Schmerzen sitzen kann, tut der Schönheit dieses Rittes durch die bolivianische Pampa keinerlei Abbruch.

Das Mittagessen steht schon bereit: Pato al horno und oveja asada. Ich kann nur staunen, was die Frau des jefe de estancia bei so einfachen Verhältnissen an kulinarischen Köstlichkeiten zustandebringt. Ihre Kochkunst wird gebührend gelobt. Mengenmässig scheinen wir sie allerdings zu wenig zu würdigen, denn wir können uns nur mit Mühe ihrer Grosszügigkeit erwehren. Sie muss wohl am Fassungsvermögen europäischer Magen ernsthaft zweifeln.

Die Siesta nach dem Mittagessen wird mehr von der Bruthitze aufgezungen als von der Arbeitsanstrengung verlangt. Im Schatten der Hüttenräume legen wir uns hin, das Schwitzen ist jedoch nicht loszuwerden und an Schlaf ist kaum zu denken. Wir unterhalten uns mit den Reyesanos über allerlei, über die Verhältnisse im Dorf, über die Arbeit im Projekt. Die Leute sprechen langsam, ruhig, überlegt.

Zurück nach Reyes. Unterwegs halten wir kurz auf der Estancia Berna. Wie gut, dass die Hauptstadt der Conföderatio Helvetica einen so spanischen Namen trägt! Ob man in ein paar Dutzend Jahren sich noch erinnern wird, woher der Name stammt? Vorläufig sind die Hütten der Estancia teilweise noch im Bau. Ich bekomme dadurch eine Vorstellung von der Art, wie hier gebaut wird. Der "Maurer" ist gerade dabei, eine Mauer zu verputzen. Auf meine Frage, wie lange diese "Mauern" halten werden, sagt er, seiner Sache sehr sicher: "Eternamente!" (Unterdessen ist die Estancia wahrscheinlich feierlich eingeweiht worden).

Die Estancia Copaiba liegt idyllisch an einer Lagune, in der man gefahrlos baden kann. Wir können uns leider nicht länger dort aufhalten. Wir haben nämlich von der Estancia Guamiza zwei Kranke mit-

BOLIVIEN 9

genommen, einer mit einem grossen Furunkel am Arm, der andere mit einer Mundentzündung. Es wäre nicht nett, sie auf die Linderung ihrer Schmerzen warten zu lassen, auch wenn sie gegen unsere Badelust kaum etwas einwenden würden. So fahren wir weiter, auch an der vierten Estancia Palà vorbei, und direkt nach Reyes zum Arzt.

Auf dem Weg zur Estancia Punto Cuarto, wo sich die Büros und Lager Räume des Projektes befinden, in der Nähe der Flugpiste, geht uns das Benzin aus. Da wir zunächst an einen Motordefekt glauben, macht sich Hubert daran zu schaffen. In Reyes tut man gut daran, etwas von Motoren zu verstehen.

Pferdekauf in Reyes

Gegen Abend trifft Don Roberto Morales auf dem Limoncito ein. Er ist ein Viehzüchter aus dem Beni-Gebiet, einige Rittstunden von Reyes hat er sein Gut. Er ist nach Reyes gekommen, um Pferde zu verkaufen, und er weiss, dass das Projekt Cotesu noch einige brauchen könnte. Don Roberto ist kein Unbekannter, und er wird entsprechend freundlich, ja herzlich, begrüsst.

Die anschliessende Pferdeschau hat etwas Faszinierendes. Da wird mit Kennerblick jedes Pferd genau eingeschätzt, Stück um Stück sozusagen auseinandergenommen. Man bespricht sich untereinander, Don Melchor, wie Melchior Rychen in der Gegend genannt wird, erfragt die Meinung von jedem seiner Mitarbeiter, der Schweizer wie der Reyesanos. Er lässt Juan auf das Pferd steigen, das ihn genauer interessiert. Es ist wunderbar zuzuschauen, wie Juan das gewünschte Pferd gekonnt einfängt, sich darauf schwingt und selbst das widerpenstigste Ross ohne Sattel meistert.

Faszinierend auch das Verhalten des gewandten Pferdehändlers Morales. Wie er seine Ware anpreist, die Reaktionen des potentiellen Käufers abwartet, sich diesen gewiegt anpasst, geäusserten Einwänden scheinbar recht gibt, dann wieder seine Ueberredungsgabe einsetzt. Er weiss genau, dass Don Melchor und seine Mitarbeiter sich nicht beschwatzen lassen. Er verheimlicht deshalb Mängel des jeweiligen Tieres nicht, weiss sie aber durch klare Vorteile wieder aufzuwiegen. An einer Täuschung des Käufers kann ihm hier auch nicht gelegen sein, denn es liegt ihm viel an einem guten Einvernehmen mit dem Projekt Cotesu, an einem weiteren Waren- und Erfahrungsaustausch mit diesem, sowohl was die Pferde- als auch die Viehzucht betrifft.

Man wird schliesslich handelseinig. Beide Partner haben offenbar ein gutes Geschäft gemacht. Das Projekt verfügt über die benötigten Pferde, Don Roberto ist nicht vergebens nach Reyes gekommen. Der Handel kann mit einem Trunk Mühlen Biers besiegelt werden.

Das Schlachthaus in Reyes

17. November 1971

Auch an diesem Morgen stehen Melchior und ich vor fünf Uhr auf. Am Abend vorher sind drei Cargueros - Fleischtransportflugzeuge - auf

BOLIVIEN 10

der Piste gelandet. So wissen wir also, dass an diesem Morgen Vieh geschlachtet wird, und wir wollen den Betrieb im Matadero, im Schlachthaus, das gleich neben der Piste steht, ein wenig ansehen.

In Reyes werden die Tiere durch Schächten geschlachtet. Man betäubt sie durch einen auf die Stirne gezielten starken Lanzenstoss. Dann hängt man sie an den Hinterbeinen auf und sticht anschliessend die Halsschlagader an. Das Herz schlägt noch und pumpt so das Blut aus dem Körper heraus. Danach werden den Tieren das Fell abgezogen, der Kopf abgeschnitten, die Eingeweide herausgenommen. Der Fleischkörper wird dann geviertelt, die Viertel werden gewogen und von Trägern zu den Flugzeugen gebracht und dort verstaut.

Im Matadero ist man also an diesem Morgen am Werk. Der ganze Vorgang ist gut eingespielt, die Arbeit wickelt sich fliessend ab, jeder kennt seine Aufgabe, man arbeitet beinahe wortlos, sodass im Matadero eine geisterhafte Stimmung herrscht, umso mehr als es draussen noch dunkel, im Schlachthaus selber die Beleuchtung nicht die beste ist, und dazu kommt noch das Klagen der Tiere, derjenigen, die ihr nahes Ende ahnen, und der betäubten, die ihren Schmerzen auch noch Ausdruck verleihen. Diese Art des Schlachtens mag einem grausam vorkommen. Sie ist es wohl auch. Trotzdem bleibt sie unter den herrschenden Umständen - ständige Hitze, Fehlen von Kühlanlagen - wohl die einzig mögliche. Die Arbeiter geben sich jede Mühe, die Tiere nicht länger als notwendig leiden zu lassen. Höchstens der Lanzenwerfer, der die Tiere betäubt, dürfte für seine Aufgabe besser ausgebildet sein. Es kommt häufig vor - und wir selber können es an diesem Morgen auch einmal beobachten -, dass er das Tier das erste Mal nicht richtig trifft. Und dann wird er sofort nervös und versetzt dem Tier hastig mehrere Lanzenstösse hintereinander.

Der Viehzüchter verkauft die Tiere lebend. Das Schlachten geschieht dann bereits unter der Verantwortung des Käufers. Sollte dann die Ware aus irgendeinem Grunde verderben - der Carguero z.B. wegen einer Panne nicht starten können, oder auf dem Flug abstürzen -, hat der Käufer allein den Verlust. Um die Gefahr, dass das Fleisch wegen der Hitze verdirbt, möglichst auszuschalten, wird jeweils am frühen Morgen geschlachtet. Um sieben Uhr morgens können die Flugzeuge schon starten, vollbeladen in Richtung La Paz.

Uebrigens stellen diese Cargueros oft die einzige Möglichkeit dar, von Reyes nach La Paz oder umgekehrt zu reisen, eine Reisegelegenheit, die nicht gerade anregend und noch weniger vertrauenerweckend ist - die Cargueros sind durchwegs ältere Maschinen in zweifelhaftem Zustand. Aber manchmal bleibt eben sonst kein Ausweg, will oder kann man sich nicht eine teure Avioneta leisten. So vertraut man sich denn oft diesen fliegenden schlotternden Fleischkisten an und atmet jedes Mal tief auf, wenn sie jeweils nach der Landung ihre Motoren abstellen.

Ueber das Viehzuchtprojekt Reyes

Am Vormittag dieses Tages erklärt mir Melchior das Projekt in allen Einzelheiten: die verschiedenen Bauten, die vorgesehen sind, teilweise schon bestehen und instandgestellt werden; die Kreuzungen, die vorgenommen werden, Nellore mit Gyr, Gyr mit Nellore, Nellore oder Gyr mit Braunvieh; die Verbesserungen des Futters, die Futterbaufachmann Breguet bereits in verschiedenen Versuchen an die Hand genommen hat.

Aus dem, was mir der Administrador des Projektes von der Buchhaltung zeigt, ist leicht ersichtlich, dass die Verwaltung des Projektes durch die Vorschriften des bolivianischen Staates nicht gerade erleichtert wird. Wenn man den vorgeschriebenen "Papierkrieg" sieht, versöhnt man sich gerne mit den vielen weissen, den blauen und grünen Kopien der schweizerischen Bundesverwaltung.

Soweit ich es beurteilen kann, passt das Projekt sehr gut in diese Gegend. Es entspricht sicher einem echten Bedürfnis der Viehzüchter des Beni, die sich denn auch entsprechend um den Fortgang der Arbeiten im Projekt interessieren. Das ist bestimmt auch der grosse Vorteil des Projektes: es baut auf etwas auf, das schon vorhanden ist, wenn auch in zweifelhaftem Zustand. Allerdings werden sich die CBF und mit ihr die bolivianische Regierung intensiv mit der Verbesserung der Transportmöglichkeiten befassen müssen. Wie ich schon in Reyes und später in La Paz vernehme, tun sie dies bereits. So ist eine Strasse von Santa Cruz ins Beni geplant. Bis diese jedoch gebaut ist - bis dahin dürfte noch einige Zeit vergehen -, bleibt man ausschliesslich auf den Luftweg angewiesen, was aus verschiedenen Gründen nicht gerade vorteilhaft ist.

Die Zusammenarbeit der Schweizer untereinander und zwischen ihnen und den Reyesanos hat sich, soweit ich dies beobachten konnte, gut eingespielt. Schade finde ich höchstens, dass einerseits für den Futterbauer kein Homologe vorgesehen ist, und dass andererseits derjenige des Projektleiters erst vor kurzem seine Aufgabe übernommen hat, also lange nach dem Anlaufen des Projektes. Dadurch hat man finanziell sicher etwas sparen können, und vielleicht hat sich die Arbeit zu Beginn des Projektes dadurch auch ein bisschen einfacher gestaltet. Trotzdem wäre es, so scheint mir, vorteilhaft gewesen, wenn man jedem Schweizer von Anfang an einen Homologen gegeben hätte, wenn Schweizer und Bolivianer sozusagen vom ersten Tag des Projektes an die gestellten Aufgaben miteinander gelöst hätten. Das Geniessen von Erfolgen und das Ertragen von Misserfolgen formen den Menschen ja sehr stark. Insofern hätte die Zusammenarbeit von Anfang an beiden Partnern wohl gut getan. Trotz dieser Kritik bin ich geneigt anzunehmen, dass das Urteil über das Projekt Reyes in einigen Jahren positiv lauten wird.

Bischof Tscherrig

Am Nachmittag machen wir Bischof Tscherrig einen Besuch. Er ist zwar von seinem Bischofsamt zurückgetreten - wie er selber sagt, weil er sich seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen fühlte -, vertritt jedoch noch oft seinen Nachfolger, Monsignore Aubry, ebenfalls ein Schweizer, der das Amt erst provisorisch als bischöflicher Administrator übernommen hat und vorläufig noch oft ortsabwesend ist. Bischof Tscherrig genießt in der Beni-Gegend einen guten Ruf, jedoch mehr als Viehzüchter denn als Seelenhirte. Er besitzt denn auch eine kleine Estancia, der er seine ganze Aufmerksamkeit widmet. Ueber Viehzucht und verwandte Themen lässt sich mit ihm lange und interessant diskutieren.

An diesem Nachmittag unterhalten wir uns allerdings hauptsächlich über kirchliche Dinge. Er selber ist seit mehr als dreissig Jahren in Bolivien tätig, und die Redemptoristen wirken seit gut zwanzig Jahren im Beni. Ein bisschen kleinmütig meint er, seine Tätigkeit und die seiner Ordensgemeinschaft hätten wohl etwas ausgerichtet in dieser Gegend, es sei aber weitgehend an der Oberfläche geblieben, und von einer tiefen, bleibenden Wirkung könne kaum gesprochen werden. Darüber scheint er selber enttäuscht zu sein. Einigen Trost findet er mit Recht darin, dass die Redemptoristen auf sozialem Gebiet ein bisschen erfolgreicher waren als auf religiösem. Auch als er vom Bau seiner neuen Bischofskirche, in die er die von den Walliser Katholiken gespendeten Fr. 200'000.-- gesteckt hat, und die den Piloten als Leitpunkt dient, ausführlich erzählt, als er die Erfahrungen erwähnt, die er mit den von einem Walliser Architekten ausgearbeiteten Bauplänen gemacht hat, als er von der Arbeit der paar Walliser Baufachleute, die den Bau geleitet haben, berichtet, scheinen ihm wohl einige Zweifel an der Richtigkeit seines Tuns zu kommen. Ob die gespendete Summe auf diese Art wirklich sinnvoll verwendet worden ist, lässt sich ja wirklich bezweifeln. Für Bischof Tscherrig steht das jedoch nicht zur Diskussion. Das Geld ist zweckbestimmt gespendet worden, und es sei nicht an ihm gewesen, hier eine Änderung anzubringen.

Schulprobleme in Reyes

Am Abend sitzen wir noch bei Rychens beieinander und unterhalten uns über allerlei. Herr von Böck, der jefe de la seccion servicios CBF Reyes, und seine Frau sind auch da. Herr von Böck hat zwar seine entfernten Vorfahren irgendwo in Europa, ist aber durch und durch Bolivianer. Wenn man seinen Namen nicht kennen würde, käme man jedenfalls nie auf den Gedanken, seine Familie sei europäischer Herkunft.

Von Böcks haben schulpflichtige Kinder, und das ergibt die Gelegenheit, etwas über die Schulverhältnisse in Reyes zu erfahren. Man ist sich einig, dass die öffentliche Schule - Primar- und Sekundar-

schule - nicht viel taugt, jedenfalls nicht, wenn man dem eigenen Kind eine bessere Ausbildung ermöglichen möchte. Einen Ausweg hat man bis jetzt in der Privatschule, die italienische Schwestern, dem Bischof von Reyes unterstellt, geführt haben. Diese Schule ist jedoch nicht unentgeltlich gewesen. Leider sind mehrere Eltern, die ihre Kinder dorthin geschickt haben, das Schulgeld immer wieder über längere Zeit schuldig geblieben. Es sei nämlich so, dass viele Eltern ihren Kindern wohl eine rechte Schulbildung verschaffen möchten, jedoch nicht bereit sind, dafür auch die finanziellen Opfer zu bringen, und zwar sei das nicht selten bei Leuten vorgekommen, die sich das Schulgeld ohne weiteres hätten leisten können. Unter diesen Umständen haben die Schwestern ihre Privatschule geschlossen.

Von Böcks und Rychens, deren ältestes Kind schulpflichtig wird, und noch einige einsichtige Eltern überlegen sich nun, wie ein Ausweg gefunden werden könne. Zunächst betrachten sie den Entschluss der Schwestern noch nicht als endgültig. Sie hoffen, diese noch zur Aenderung ihres Beschlusses bewegen zu können. Eine andere Möglichkeit würde darin bestehen, dass sich einige der einsichtigen Eltern zusammentun und für ihre Kinder einen Privatlehrer anstellen. Dies dürfte jedoch wiederum nicht leicht sein. Denn selbst wenn die bolivianischen Behörden dies dulden würden, dürfte es kein Leichtes sein, einen Schulmeister, zumal wenn es ein Bolivianer sein müsste, zu finden, der fähig wäre, eine Gesamtklasse zu führen; denn um eine solche würde es sich ja handeln.

So oder so, wenn die Kinder die Sekundarschule hinter sich haben, müssen sie, wenn sie an ein Weiterstudium denken, Reyes verlassen und nach La Paz gehen. Das ist natürlich mit beträchtlichen Kosten verbunden, denn Schulgeld, Schulmaterial und Pension - meistens bei bekannten oder gar verwandten Familien - müssen von den Eltern bezahlt werden. Abgesehen davon, dass die Kinder dann über längere Zeit von ihren Eltern entfernt leben müssen. Zwei von Böcks Kindern sind bereits in dieser für die Familiengemeinschaft eher nachteiligen Lage.

Handwerker in Reyes

In Reyes gibt es ausgezeichnete Handwerker, die mit den einfachsten Werkzeugen leicht den gewünschten Gegenstand in vollkommener Form zustandebringen. Rychens zeigen mir Gegenstände, die ein Holzschnitzer gemacht hat: Armringe, Knöpfe, Gurtschnallen und Haarspangen - alles aus madera incorruptible -. Allerdings muss man dem Handwerker den gewünschten Gegenstand sehr genau erklären, am besten mit einem massgerechten Plan, und den Termin für die Ablieferung der Ware setzt er natürlich selber fest. Eilig darf man es nicht haben. Denn der Handwerker wird an einem Tag kaum mehr herstellen, als er für seinen täglichen Lebensunterhalt braucht.

Ueberhaupt leben die Leute in Reyes noch ziemlich von der Hand in den Mund. Wenn man sie für eine Arbeit anstellt, verlangen sie zunächst einmal einen Vorschuss darauf. Mit diesem leben sie, solange er reicht. Die Arbeit lassen sie meistens warten. Erst wenn der Vorschuss aufgebraucht ist, gehen sie ans Werk. Nach einer Woche Arbeit holen sie sich das entsprechende Entgelt, und wieder geht es für einige Zeit mit der Arbeit kaum vorwärts. Der Leiter des Projektes weiss natürlich darum, weshalb er auch hier seiner Erzieheraufgabe nachkommt und Vorschuss nur dann gibt, wenn es sich um eine Notsituation handelt. Immerhin, mit der vollbrachten Arbeit kann man dann in den meisten Fällen sehr wohl zufrieden sein.

La fiesta del Beni y la rina de gallos

18. November 1971

Der 18 de noviembre ist im Beni Festtag, la fiesta del Beni; die Arbeit ruht, soweit sie nicht unaufschiebbar ist. Für den Morgen ist ein Hahnenkampf vorgesehen. Las rinas de gallos sind im Beni sehr beliebt, und in Reyes züchtet mancher seine eigenen Kampfhähne. Auch Melchior hat sich eine schöne Zucht angelegt. Er betreibt dieses Hobby wissenschaftlich. Ihn interessiert nicht so sehr der Kampf. Dieser ist für ihn nur der Prüfstein für den Erfolg seiner Zucht. Ihn fasziniert vielmehr das Züchten an sich. Irgendwie geht ihm das Züchten von Rindvieh, seine eigentliche Aufgabe, zu lang. Bei den Hähnen kann er die Resultate seiner Kreuzungen viel schneller feststellen, denn in einem Jahr kann er mehrere Generationen Hähne erleben. So können die Versuche schnell umorientiert werden, falls sich ein eingeschlagener Weg als falsch erweist. Eine sinnvolle Nebenbeschäftigung für einen Rindviehzüchter, bei dem ein Tag gerne genau wie der andere aussieht.

Wir gehen auf den Kampfplatz, im Innenhof eines Hauses. Es ist noch gar nichts für den bevorstehenden Kampf vorbereitet. Die Leute, hauptsächlich Männer und nur wenige Frauen, alle noch sehr jung, tröpfeln langsam herein. Mehrere Hähne werden hereingebracht. Man bindet sie mit einem Schnürchen an einem Bein irgendwo an, in genügendem Abstand von den andern Kampfrittern. Mit fachmännischem Blick begutachten die Kampfbesucher die Tiere. Ein Hahn wird mit dem andern verglichen. Man bespricht sich miteinander. Allmählich beginnt man auch, das Kampfrund abzustecken und mit einem Tuch abzugrenzen. Die Besucher scharen sich um die kleine Arena. Die zwei ersten Kampfgegner werden hineingesetzt, aber vorläufig noch festgehalten. Zuerst wird noch auf den voraussichtlichen Sieger gewettet. Während dies geschieht, klebt man den zwei Hähnen mit einem Band noch Metallsporen an die Beine, denn die Natursporen hat man ihnen schon lange entfernt. Nun ist alles bereit: die Wetten sind abgeschlossen, die Sporen sind dran. Man spritzt den zwei Hähnen noch einen Mund voll Wasser ins Gesicht - das soll ihre Lebensgeister noch zusätzlich wachrufen -, der Kampfrichter gibt das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Hähne gehen sofort auf-

einander los, hacken mit ihren Schnabeln aufeinander, drehen sich, Hals an Hals, im Kreis herum, und springen plötzlich gegeneinander auf, mit den Sporen ausschlagend. Wenn beide Hähne den Kampf die volle Zeit durchstehen, dann gilt der Ausgang als unentschieden. Sonst hat der Hahn verloren, der kampfunfähig gemacht wird oder selber durch Davonlaufen den Kampf aufgibt. Der Kampf wird mit Kennerblick verfolgt, beinahe wortlos. Wenn er auch nicht der Spannung entbehrt, im Gegenteil, so ist das Beobachten der Zuschauerreaktionen doch noch viel interessanter. Diesmal gibt einer der beiden Hähne den Kampf nach etwa zwanzig Minuten auf und verzieht sich in seine Arena-Hälfte. Die Zuschauer sind offensichtlich enttäuscht, umso mehr als es heute keinen weiteren Kampf geben wird. Hähne sind zwar noch genug da, aber sie sind offenbar in Grösse und Stärke zu stark voneinander verschieden. So trägt jeder Besitzer seine Schützlinge wieder nach Hause, die Leute verlassen den Kampfplatz. Man wird sich die Zeit anders vertreiben müssen.

Viehhandel im Beni

Am Vormittag haben Melchior und seine Mitarbeiter gut drei Dutzend Nellorc-Jungstiere auf der Estancia Punto Quarto zusammengetrieben. Sie sollen einem Viehzüchter namens Petit verkauft werden. Dieser besitzt irgendwo im Beni eine grosse Farm. Seine zwei Vertreter, die Herren Munoz und Bauer, sind mit Privatflugzeug angekommen. Der Handel kann stattfinden.

Es sind etwa zehn Stiere mehr zusammengetrieben worden, als der Käufer haben will. Nun entscheiden Munoz und Bauer zuerst, welche Tiere sie nicht kaufen wollen, und diese werden ausgeschieden. Die andern werden dann, eines nach dem andern, mit dem Lasso eingefangen, zu Boden geworfen und bewegungsunfähig gemacht. Einige Reyesanos verstehen sich vortrefflich aufs Lassowerfen, Melchior und Felipe stehen ihnen nicht um viel nach. Die Jungstiere sind sehr wild und erstaunlich kräftig, und das Einfangen erfordert neben gekanntem Lassowerfen auch noch eine stets wache Reaktionsbereitschaft. Und mancher, der sich ins Gehege wagt, wird oft vom Kopf eines Stieres knapp verfehlt oder bekommt gar einen schmerzhaften Stoss ab. Das Tier bekommt das Zeichen des Verkäufers - in diesem Falle ein Elefant - gleich neben dem ersten noch einmal eingebrannt, und an anderer Stelle bringt der Käufer sein Zeichen an, womit feststeht, wem die Tiere nun gehören.

Nach dem Handel sitzen wir noch bei einem kühlen Bier zusammen. Farmer Petit gilt als ein fortschrittlicher Viehzüchter. So ergibt sich ein fruchtbarer Meinungs-austausch, man weilt einander in die selber gemachten Erfahrungen auf dem Gebiete der Viehzucht und des Futterbaus ein. Munoz und Bauer interessieren sich speziell für das Braunvieh und die damit von Cotesu in Reyes gemachten Erfahrungen. Sie möchten gerne möglichst bald einige junge Braunviehtiere vom Projekt kaufen und sind enttäuscht, als Don Melchor ihnen sagen muss,

dass vor 1973 keine Aussicht auf einen solchen Handel bestehe. Die vorgerückte Nachmittagsstunde mahnt Munoz und Bauer zum Aufbruch, in der Dunkelheit ist das Fliegen nicht gerade zu empfehlen. So verabschiedet man sich, nicht ohne die Hoffnung ausgesprochen zu haben, dass man einander bald wieder zu einem Gedankenaustausch treffen wird, in Reyes oder auf der Farm des Senor Petit.

"Europeos" und Indios

Am Abend ist im Dorfkino - im Innenhof eines Hauses - Tanz. Da gehen wir hin. Das Orchester sticht durch seine Misstöne hervor, es ist eine Art "Guggemusigg", recht mittelmässig, und wechselt im gleichen Stück mehrmals den Rhythmus. Jedenfalls weiss man nie so genau, ob es gerade einen Marsch, eine Polka, einen Swing, einen Walzer oder sonst etwas spielt. Das, und auch das umständehalber temperierte Bier hindern uns jedoch in keiner Weise daran, einige unterhaltsame Stunden miteinander zu verbringen.

Nach einiger Zeit fällt mir auf, dass unter den Leuten, die um die Tanzfläche Platz genommen haben, kein einziger sitzt, den man als Indio bezeichnen könnte. Es sind durchwegs "europeos", wie sie in Reyes auch genannt werden, d.h. Mischlinge, bei denen das indianische Element jeweils nur noch leicht erkennbar ist. Indios, auch solche, die man als reinen Ursprungs bezeichnen würde, sind zwar auch anwesend, Männer und Frauen jeglichen Alters, und auch Kinder. Sie stehen aber überall an der Wand, sie schauen bloss dem Treiben der "europeos" zu, wagen sich jedoch nicht auf die Tanzfläche, mischen sich nicht unter die "europeos", sondern bleiben unter sich. Diese Trennung ist zwischen Indios und "europeos" in Reyes durchwegs festzustellen. Und zwar hat das mit den Einkommensverhältnissen der einzelnen Reyesanos nichts zu tun. Es gibt nämlich nicht wenige Indios, die recht vermögend sind, und bettelarme "europeos" sind auch nicht selten. Ausser bei der Arbeit leben jedoch die zwei Gemeinschaften weitgehend getrennt voneinander und verkehren praktisch nur mit ihresgleichen, Indios mit Indios und "europeos" mit "europeos". So ist dieser Tanzanlass wesentlich etwas für die "europeos", und die Indios nehmen nur am Rande daran teil, sozusagen als Zaungäste. Wahrscheinlich machen sich weder die Indios noch die "europeos" Gedanken über diesen Umstand.

Wenn ich diesen Tatbestand erst an diesem Abend feststelle, so einmal deshalb, weil es da besonders augenfällig ist, dann aber auch weil ich im Projekt, wo ich mich in den vorhergehenden paar Tagen hauptsächlich herumgetrieben habe, keine Zeichen einer derartigen Trennung beobachtet habe.

Zurück nach La Paz

19. November 1971

Auf der andern Seite der Kordillere herrscht strahlendes Wetter. Während die Cessna mit einer weiten Schleife zur Landung ansetzt,

BOLIVIEN 17

zeigt sich die ganze lange Bergkette, alle Gipfel stark verschneit, im zwielfichtigen Glanz der bereits einsetzenden Abenddämmerung. Nun, der Höhenunterschied zwischen Reyes und dem Flugplatz El Alto beträgt beinahe 4000 Meter. Ich scheine mich schon sehr gut an die Höhe von Reyes gewöhnt zu haben, weshalb sich nun auf El Alto ein starkes Herzklopfen einstellt.

Der Empfang durch zwei Piloten der Fuerza Aérea Boliviana, einer von ihnen ist Teniente Palenque, könnte nicht herzlicher sein. Ich brauche nicht einmal ein Taxi zu bestellen. Die Piloten stellen mir für die Fahrt nach La Paz ihr Dienstfahrzeug mit Chauffeur zur Verfügung. Palenque empfiehlt sich beim Abschied noch besonders als Piloten für die Avioneta, an deren Miete Melchior für die Extensionsarbeit im Beni denkt.

Ich bin nicht der einzige Schweizer im "Sucre" an diesem Abend: in der Hotelbar treffe ich Kurt Burri, Roger Pasquier und Daniel Blanc, die mit ihren bolivianischen Gesprächspartnern die Bereinigung des Vertragstextes für das Projekt Cochabamba "begiessen". Kurt Burri stellt mich den Bolivianern vor. Offensichtlich handelt es sich dabei um Leute, die jetzt in Bolivien etwas zu sagen haben. Die Bolivianer verabschieden sich bald, und wir vier gehen zum Nachtessen ins "Chez Maxim". Das Essen ist vorzüglich, und an Gesprächsstoff fehlt es nicht. Kurt Burri ist natürlich vor allem daran interessiert, meine Eindrücke von Reyes zu erfahren.

In La Paz

20. November 1971

Für diesen Tag sind auf beiden Flügen nach Cochabamba keine Plätze mehr zu haben. Immerhin gelingt es uns, für den folgenden Tag zwei Plätze zu buchen. Damit gerät mein Reiseplan um einen weiteren Tag in Rückstand. Es ist schwer, von der Schweiz aus eine solche Reise genau nach Tag und Stunde programmieren zu wollen. Um diese Zeit sollte ich nämlich gemäss meinem Programm nicht nur den Besuch von Reyes, sondern auch den von Cochabamba hinter mir haben.

Nach Cochabamba

21. November 1971

Wir haben die Ehre, mit dem Flugzeug des bolivianischen Präsidenten von La Paz nach Cochabamba zu fliegen. Leider ist der Himmel weitgehend verhängt, sodass wir nicht viel vom bolivianischen Altiplano sehen. Immerhin tun sich die Wolken doch immer wieder ein bisschen auf, sodass wir vier der wunderschönen Seen in den Tälern, die die westlichen Ausläufer der Kordillere bilden, entdecken können. Der Anblick lohnt sich. Die vier Seen, die wir sehen, haben alle eine andere Farbe, der eine dunkelblau, fast schwarz, ein anderer tiefgrün, ein weiterer beinahe gelb, der vierte hellblau.

In Cochabamba hat es geregnet, was mich für meinen Besuch in Mizque nichts Gutes ahnen lässt. Wenn viel Wasser gefallen ist, ist von

einer Fahrt nach Mizque eher abzuraten. Vorläufig geht es jedoch auf "La Tamborada", die landwirtschaftliche Versuchsstation der Universidad Mayor de San Simon, wo sich auch die Häuser unserer Schweizer Experten befinden. Die Begrüssung durch Lucette Blanc, Margret und Jakob Joerin und Fritz Michel ist herzlich.

Immer wieder neue Projektpartner

Das Gespräch kommt immer wieder auf die neuen bolivianischen Gesprächspartner im Projekt zu sprechen. Das Banzer-Regime hat besonders in Cochabamba und nicht zuletzt an der Universität viele Leute aus der Zeit von Torres durch eigene Anhänger ersetzt. Das macht die Arbeit im Projekt doch ein wenig mühsam. Die vorhergehenden Partner kannte man, man wusste, wie man mit ihnen umgehen musste, um die von ihnen erwartete Gegenleistung zu erreichen. Und, was nicht weniger wichtig ist, sie kannten die Schweizer Experten und die Zielsetzung des Projektes. Jedenfalls wusste jede der beiden Seiten, wann sie sich auf die andere verlassen konnte und wann nicht.

Nun heisst es wieder vorsichtig abtasten, um erst allmählich genau zu wissen, woran man ist. Daniel Blanc, der sich zur Zeit des letzten Umsturzes im Urlaub befand, sagte mir noch in der Schweiz, jetzt werde er zum vierten Mal einem neuen Rektor das Projekt und dessen Zielsetzung erklären müssen. Seine Enttäuschung und Resignation waren dabei nicht zu übersehen. Manchmal kann das auch starke Verzögerungen der Projektarbeiten nach sich ziehen, da diese nicht selten von einer Mitentscheidung der Uni-Behörden abhängen. Immerhin, die Lage, die Daniel Blanc bei seiner Rückkehr aus der Schweiz angetroffen hat, ist weniger schlimm, als er befürchtet hat. Im allgemeinen kann er mit der Haltung der neuen Universitätsbehörden und auch derjenigen, die im Auftrag der Militärs die Uni beaufsichtigen, gegenüber dem Projekt durchaus zufrieden sein. Jedenfalls ist bei der Ausarbeitung des neuen Projektabkommens viel Verständnis und Interesse auf der bolivianischen Seite festzustellen gewesen. Dass der Regierungskordinator für die Hochschulen, Oberst Grossberger, selber ein Landgut besitzt und infolgedessen an den Viehzucht- und Futterbauversuchen des Projektes persönlich interessiert ist, mag dabei eine nicht unwichtige Rolle spielen.

Nach Mizque

Wir können annehmen, dass die Flüsse im Mizque-Tal vorläufig noch zu überqueren sein werden. Auch Ingeniero Urquieta, der Homologe von Daniel Blanc, meint, mit Kennerblick den Himmel prüfend, die starken Regen seien noch nicht unmittelbar im Anzug. Deshalb beschliessen wir, noch heute nach Mizque zu fahren. Und am Nachmittag brechen Jakob Joerin, Fritz Michel und ich mit dem Jeep auf. Die asphaltierte Strasse dauert nicht lange, und dann geht es über

Naturstrasse, zwar nicht schlecht angelegt, aber von seltener Holprigkeit, über mehrere Hügelketten. Unser Fahrzeug ist sich das gewohnt, es hat noch vor ein paar Wochen Fritz Michel bei seiner Arbeit im Projekt Belén gedient. Dort sind die Strassenverhältnisse nicht besser.

Der Weg nach Mizque dauert mehr als vier Stunden. Die Gegend gibt auch für den aufmerksamen Beobachter nicht sehr viel her: Trostlosigkeit überall, eine reine Steinwüste, umso mehr als die Regenzeit eben noch nicht eingesetzt hat, die Regenzeit, die auch diesen Höhenregionen - teilweise über 3000 m - einen grünen oder auch bunten Anstrich verleihen wird. Man ist verwundert, hier überhaupt Siedlungen anzutreffen. Meistens sind es Einzelhöfe.

Von jedem Haus an der Strasse hängt das weisse Chicha-Fähnchen heraus. Für einige Pesos kann man, wenn man Lust dazu hat, ein Mass Chicha (Maisbier) genehmigen. Dasselbe Bild bietet sich entlang der Eisenbahn von Cochabamba nach Mizque, die mit Benzin fährt. Jakob Joerin hat einmal eine solche Fahrt mitgemacht. Der Zug halte an jeder Station, wo sich vor allem die Passagiere, aber auch die Zugführer jedesmal einige Deziliter Chicha hinter die Binde giessen. Dies sei nicht schlimm, solange der Zug hinaufsteige. Wenn er hingegen abwärtsfahre, werde die Fahrt leicht zu einem lebensgefährlichen Unternehmen. Die Zugführer seien dann nicht mehr ganz nüchtern, und dazu stellten sie den Motor des Triebwagens ab, da der Zug bergab ja auch ohne Brennstoff fahre. Den so eingesparten Treibstoff verkaufen sie hier und dort unterwegs an Fahrzeughalter. Damit verschaffen sie sich wiederum die Mittel, um mehr Chicha geniessen zu können.

Fritz Michel erzählt vom Projekt in Belén und von den Schwierigkeiten, die sich dort ergeben haben. Er tut dies sehr kritisch und auch sehr selbstkritisch. Jetzt ist er froh, dass er im Projekt von Cochabamba ein neues Wirkungsfeld gefunden hat. Er muss sich allerdings von der Viehzucht, die er in Belén hauptsächlich betrieben hat, auf den Futterbau umstellen, dem er sich in Cochabamba widmen müssen. Dies würde ihm bestimmt sehr schwer fallen, wenn er allein für die Futterbauversuche verantwortlich wäre. Mit Daniel Blanc zusammen und unter dessen Anleitung wird die Umstellung leicht zu bewerkstelligen sein. Wie er sagt, war es eine schwere Zeit, die er allein in Belén verbracht hat, und wenn er auch manches gelernt hat, so möchte er doch nicht wieder zurück. Er glaubt auch, dass die Campesinos des Altiplano bedeutend schwieriger zu nehmen sind als die von Cochabamba.

Unterwegs begegnet uns Frau Wüst. Von Don Hilarion Rocha, dem Präsidenten der Cooperativa Mizque, begleitet, will sie nach Cochabamba fahren, um dort einiges zu besorgen. Obwohl wir sie in keiner Weise von dieser Absicht abhalten wollen, kehrt sie doch um, und so fahren wir die letzte Strecke gemeinsam - Landrover hinter Jeep - bis nach Mizque.

Empfang in Mizque

Als wir in Mizque ankommen, ist es schon ganz dunkel. Herr Wüst tritt aus der Expertenbehausung heraus, um den Grund für den Motorenlärm - der in dieser Gegend gewiss nicht alltäglich ist - festzustellen. Doch derlei Ueberraschungen ist man sich hier geradezu gewöhnt. Wir haben ihn zwar beim Nachtessen gestört, aber er scheint nichts dagegen zu haben, dass ihm seine Frau den Teller Suppe wieder abnimmt und ihn auf das Essen, das sie nun für uns alle vorbereitet, ein bisschen warten lässt. Ein Gläschen Wein hilft uns über die Wartezeit hinweg. Und zu erzählen gibt es genug. Die Wüsts von ihren Mizque-Abenteuern, Fritz Michel von Belén, Jakob Joerin von Cochabamba, und ich von Peru, Reyes und von der Schweiz. Das Essen, das Madame Wüst in kurzer Zeit improvisiert, lässt auch dem verwöhnten Besucher kaum einen Wunsch übrig. Es schmeckt köstlich.

Zwischendrin lässt uns ein Gewitter befürchten, die Rückkehr nach Cochabamba könnte uns für mehrere Tage abgeschnitten werden. Doch der Regen hört bald wieder auf. Die einzige unangenehme Folge ist, dass mehrere Rinnsale vom Dach auf Wüsts Betten herunterfliessen, und man muss um Gefässe laufen. Das ist weiter nicht schlimm. Doch Herr Wüst wird diese Löcher im Dach doch noch ausbessern müssen. Ursprünglich hatte er sich vorgestellt, er könnte noch vor der Regenzeit in das neue Haus umziehen. Daraus ist vorläufig noch nichts geworden. Das neue Heim ist noch nicht bezugsbereit.

Spät in der Nacht richten wir im Schein der Taschenlampen unser Nachtlager ein. Dazu haben wir von Cochabamba Luftmatratzen und Schlafsäcke mitgenommen. Irgendwie erinnert uns unser Nachtquartier an gewisse WK-Nächte, und es ist weiter nicht verwunderlich, dass wir uns vor dem Einschlafen noch einige Witze erzählen.

Die Cooperative agropecuaria I.

22. November 1971

Nach dem geradezu üppigen Morgenessen habe ich endlich Gelegenheit, mir die Landschaft von und um Mizque ein wenig anzuschauen. Ein herrliches Fleckchen Erde, dieses Valle de Mizque! Mit den Wüsts zusammen gehen wir auf das Grundstück der Cooperativa. Die Mitglieder der Genossenschaft, denen wir vorgestellt werden - Don Hilarion, der Präsident, Don Abel, der Kassier, Jesus, und ein paar andere -, begrüßen uns sehr herzlich. Die jüngeren Mitglieder sind gerade daran, die einjährigen Olivenpflänzchen zu pflanzen, wobei ihnen Herr Wüst noch ein wenig zur Hand gehen muss, denn einige können es noch nicht immer zufriedenstellend.

In etwa fünf Jahren werden die ersten Oliven von diesen Bäumchen zu erwarten sein. Irgendwie muss man die Campesinos der Cooperativa bewundern. Jeden Dienstag morgen geben sie ihre Arbeit auf dem Genossenschaftsfeld für den Kauf einiger Olivenbäumchen in Zahlung.

Wer den Mut hat, mehrere Jahre lang auf die Früchte seiner Arbeit zu warten, hat gewiss das Wesentliche einer echten Entwicklung begriffen. Diese lange "Durststrecke" soll allerdings teilweise dadurch überbrückt werden, dass zwischen den Olivenbäumchen verschiedener Gemüse (z.B. Artischocken) gezogen werden, die einen unmittelbaren Ertrag erbringen und etwas für den Lebensunterhalt hergeben.

Trotzdem hat es von seiten von Herrn und Frau Wüst allerhand Geduld gebraucht, die Campesinos von den Zukunftsaussichten des Olivenbaus zu überzeugen. Und natürlich wäre ihnen das auch kaum gelungen, hätten sie nicht die Unterstützung vor allem von Don Hilarion und Don Abel gehabt, der beiden Brüder, die trotz ihres für bolivianische Verhältnisse hohen Alters von unerschütterlichem Glauben an die Zukunft und an die Entwicklung ihrer Gegend beseelt sind.

Dass den Wüsts es bis jetzt noch nicht gelungen ist, alle Campesinos mit ihrem Zukunftsglauben anzustecken, vielmehr dass vorläufig erst etwa ein Fünftel der Campesinos-Familien zu den "Gläubigen" zu zählen sind, schmälert die Leistung und den Erfolg des Experten-Ehepaars in keiner Weise. Und wenn man annimmt, dass nichts so erfolgreich ist wie der Erfolg, dann kann man sich denken, dass sich in naher Zukunft eine Grossteil der "Ungläubigen" bekehren wird.

Das neue Haus der Wüsts, dessen Mauern bereits stehen und dessen Dach auch bereits fertig ist - man ist gerade am Innenausbau -, mag einem im Vergleich mit den Hütten der Campesinos fast als luxuriös vorkommen. Es ist es wohl auch, ein geräumiger Atriumbau, der mich an die Häuser der alten Römer erinnert. Doch da Wüsts während den zwei Jahren, in denen sie in einem Schuppen gehaust haben, den Campesinos klar genug gezeigt haben, dass sie nicht nach Mizque gekommen sind, um sich wie viele andere zu bereichern, dürfte der Umzug in das neue Heim ihrer Glaubwürdigkeit kaum Abbruch tun. Zudem wissen ja die Mitglieder der Cooperativa, dass das Haus nach dem Wegzug der Schweizer ihnen allen gehören wird.

Don Dionisio, der alte Fuchs

Am Nachmittag fahren wir zur Cooperativa satellite zu Don Dionisio. Hätte ich den alten Mann auf einer Foto gesehen, würde ich ihn wahrscheinlich als Piraten auf einem Seeräuberschiff vermutet haben. So aber, den staubigen Boden unter den Füßen, kommt er mir eher wie ein Fuchs vor. Er kaut gemächlich seine Cola-Blätter, mustert jeden von uns mit einem Blick aus den Augenwinkeln, den man unschwer als misstrauisch bezeichnen könnte, und hört aufmerksam zu. Es heisst, er verstehe kein Castellano. Mir scheint vielmehr, dass er das meiste sehr wohl mitbekommt. Nur spricht er es nicht, weshalb uns Don Hilarion das Quichua des Don Dionisio dolmetschen muss. Der Alte hat übrigens in der Cooperativa satellite keine offizielle Stellung, und doch geschieht nichts in der Genossenschaft ohne seinen Rat und sein Einverständnis.

Es hat lange gebraucht, bis Don Dionisio sich "bekehrt" hat. Doch Herr Wüst hat genau gewusst, dass dies die unerlässliche Voraussetzung für sein Wirken in dieser Cooperativa ist. Nun hat Don Dionisio den Schweizern sein Vertrauen geschenkt. Die Miembros der Cooperativa haben schon das Feld, gleich neben dem Fussballplatz, vom Gestrüpp und von den grösseren Steinen gesäubert, und ein Graben für die Bewässerung ist auch schon gezogen worden. Damit kann die Arbeit mit den Oliven auch hier beginnen. Don Dionisio ist auch damit einverstanden, dass auf einem seiner Felder Futterversuche durchgeführt werden, was natürlich von den Futterbauern des Cochabamba-Projektes unternommen werden muss. Die Verhältnisse sind auf dem Feld, das wir besichtigen, sozusagen ideal: Wasser ist das ganze Jahr hindurch in genügender Menge vorhanden!

Zu erwähnen ist noch, dass der Wein, den Don Dionisio zieht und von dem er uns ein Gläschen anbietet, ausgezeichnet schmeckt. Im Ehrenraum des Hauses, in dem wir den Rebensaft trinken, hängt an der Wand, neben vielen Heiligenbildern und profanen Darstellungen, ein grosses Porträt von General René Barrientos. Dessen Nachfolger - Ovando, Torres, Banzer - sucht man vergebens. Dies sei bloss als Beobachtung festgestellt, ohne den Versuch einer Interpretation. Wenn man Don Dionisio begegnet ist, hütet man sich noch mehr als vorher vor dem Interpretieren.

Der ehemalige Grossgrundbesitzer

Auf der Rückkehr nach Mizque machen wir noch einen kleinen Abstecher auf das Landgut von Don Eduardo. Ehemaliger Grossgrundbesitzer, sind ihm nach der Landreform von 1952 noch die gesetzlich zugestandenen 40 ha, allerdings recht gutes Land, geblieben. Sein Hof ist übrigens ein ehemaliges Kloster und dürfte eine Fundgrube für antike Töpferwaren sein. Einige sind denn bei Renovationsarbeiten auch schon zufällig zum Vorschein gekommen: mannshohe Beerdigungsgefässe, teilweise noch mit Mumien drin, und kleinere Töpfe, Vasen und Krüge. Das Landgut könnte ohne allzuviel Mühe ein kleines Paradies sein. Doch Don Eduardo hat seine anerzogenen Grandseigneurmanieren trotz der Enteignung nicht gänzlich abgelegt. Arbeiten ist hart, und so zieht er die Jagd vor, wenn immer es geht. Kommt noch hinzu, dass seine Frau schwerkrank ist und deshalb nicht mehr richtig zum Haus sehen kann. So ist denn der Hof in beinahe erbärmlichem Zustand, und auch die Landmaschinen sehen ungepflegt aus.

Doch was tut's: wenn Gäste kommen, fühlt sich Don Eduardo in seinem Element. Auf das Empfangen versteht er sich vorzüglich. An Worten fehlt es ihm nicht, Castellano und Quichua bereiten ihm keine Schwierigkeiten, und auch auf die paar Französisch-Brocken, die er sich in seiner Jugend hat aneignen können, ist er sehr stolz. Er führt uns um sein Haus herum, zeigt uns dies und das, redet ununterbrochen.

Im Ehrenraum des Hauses lässt er uns einen Willkommtrunk servieren:

Wein von Don Dionisios Reben. Da er merkt, dass ich mich für die alten Töpfereien interessiere, lässt er seinen Bub eine Schale und einen wunderschönen bemalten Krug holen. Leider ist der Krug oben am Hals ein wenig beschädigt. Don Eduardo überreicht mir beide feierlich, nicht ohne sich mehrmals für den Schaden am Krug zu entschuldigen.

Er erzählt von seiner Vergangenheit, lobt die Aufgeschlossenheit der Cooperativistas und hebt vor allem die Leistung der Wüsts hervor. Er selber hat die Landreform wohl oder übel hinnehmen müssen. Er weiss nun, wo seine Zukunft und die seines Sohnes liegt, und arbeitet mit den Campesinos zusammen, die seinen Weitblick schätzen und ihn deshalb auch in den Vorstand der Genossenschaft gewählt haben. Leider ist sein Hof wegen seiner Misswirtschaft stark verschuldet. Don Eduardo versucht nun aber, seinem Sohn das Rüstzeug zu einem guten Bauern zu vermitteln.

Die Cooperativa agropecuaria II.

Nach dem Nachtessen gesellen sich einige Mitglieder des Directorio der Cooperativa zu uns. Die Genossenschaft hat zwei Vorstände: einen Verwaltungsrat mit fünf Mitgliedern, die die Leitung der Gemeinschaft innehaben, und einen Aufsichtsrat mit drei Mitgliedern, die die Amtshandlungen des Verwaltungsrates zu überwachen haben. Die Cooperativa agropecuaria lebt vorläufig eigentlich nur dank der Rama olivos. An diesem Abend sind Don Hilarion, Don Abel, Don Theophilo, Don Eduardo und Don Rufino anwesend, wodurch beide Räte vertreten sind.

Sie tragen nun mir, dem "Abgesandten der Schweiz" ihre Anliegen vor. Ich gebe sie hier im Wesentlichen wieder:

- Die Campesinos sind bisher von allen Organisationen, mit denen sie zu tun gehabt haben, enttäuscht worden, nicht zuletzt von den nationalen. Die Gemeindebehörden von Mizque haben nur eines im Sinn, nämlich den Campesinos möglichst viel Geld abzuknöpfen. Im Uebrigen verbringen sie ihre Zeit mit Sitzungen in Cochabamba. Der Extentionist des Ministerio de Agricultura wird als armer Kerl bezeichnet; er tue nicht viel, spreche aber umso mehr und habe schon viel Schaden angerichtet, indem er grosses Misstrauen gegen die Tätigkeit der Schweizer gesät habe.
- Gegenüber den Plänen der Schweizer hat zuerst grosse Zurückhaltung geherrscht. Man hat befürchtet, sie würden schnell kommen und irgendetwas aufbauen, den Campesinos irgendeine neue Kultur aufschwätzen und dann wieder abziehen, ohne ihr Werk zu vollenden. So hat ein bolivianischer Techniker auch den Weinbau verbreitet, und viele Campesinos haben dabei mitgemacht. Dann ist er aber versetzt worden, und die Reben sind zugrundegegangen, weil die Campesinos ihre Pflege noch nicht ganz begriffen hatten. Tatsächlich ist Don Abel der einzige, der noch einen schönen Flecken

Reben bebaut.

- Die Schweizer haben es verstanden, das Vertrauen der Campesinos zu gewinnen. Sie scheuen sich nicht, selbst bei den dreckigen Arbeiten mitzumachen. Sie haben durch ihr Verhalten eindeutig gezeigt, dass die Cooperacion tecnica suiza es gut meint mit den Campesinos von Mizque, und dass sie auch wirklich wirksam ist. Die letzten Zweifel, die man anfänglich noch gehegt hat auf Grund früherer Erfahrungen mit anderen "hilfsbereiten" Organisationen, sind nun vollständig verschwunden. Das Risiko, sich unter Umständen in der Gegend noch einmal lächerlich zu machen, hat sich gelohnt.
- Das Projekt hat einen lang gehegten Traum der Cooperativa erfüllt, und diese ist der Schweizer Regierung sehr dankbar dafür. Das wird sie dadurch zeigen, dass sie sich möglichst stark entwickeln und für die Zukunft ihrer eigenen Gegend arbeiten wird. Sie wird sich selber immer mehr zu helfen wissen.
- Nun soll die Cooperativa stark werden. Vorläufig hat sie erst etwa 65 Mitglieder (bei ca. 300 Campesinos im Valle de Mizque!). Bei diesen handelt es sich jedoch weitgehend um die Elite. Die Cooperativa ist unabhängig, und sie will ausser von der Cooperacion técnica suiza keine Hilfe erbitten. Wenn sie einmal stark genug ist, wird die bolivianische Regierung von sich aus ihren Beistand anbieten, denn dann ist die Genossenschaft eine Kraft, mit der gerechnet werden muss. Natürlich ist es auch eine Aufgabe der Mitglieder, die Vorteile, die die Cooperativa bietet, in der Gegend bekannt zu machen, damit sich immer mehr Campesinos ihr anschliessen. Information ist eine ihrer wichtigsten Aufgaben im Augenblick.
- Aber auch die Ausbildung der Mitglieder ist eine wichtige Aufgabe. "Hay que educar la gente!" ruft Don Eduardo mehrmals aus, und die andern Anwesenden stimmen ihm mit überzeugtem Kopfnicken bei. Es müssen auch möglichst bald einheimische Techniker geformt werden, die eines Tages die Schweizer werden ablösen können. Die Jugend interessiert sich sehr für die Arbeit in der Cooperativa, und die Söhne der Campesinos arbeiten auch bereits mit.
- Aus den finanziellen Schwierigkeiten sind sie natürlich noch nicht heraus. So hoffen sie zur Zeit, das Abkommen werde noch durch ein zweites weitergeführt. Doch danach sollte - wie sich Don Abel, der Kassier und wohl der klugste und weitsichtigste Miembro, äussert - selbsttragend sein. Im Augenblick bereitet ihnen die dauernde Bewässerung der Felder grosse Schwierigkeiten, und sie äussern immer wieder den Wunsch, es sollte innerhalb des laufenden Rahmenkredites der Betrag für eine Wasserpumpe freigemacht werden. Auch wäre es vorteilhaft, wenn den Campesinos, die von Kartoffeln auf Viehzucht umstellen möchten, ein kleiner Uebergangskredit für den Ankauf von Vieh gewährt würde. Der Banco de credito de Bolivia gibt zwar solche Kredite, aber dann muss der Campesino mit bis

zu 20% jährlich Zinsen rechnen, was man ihm natürlich nicht zumuten kann.

Man mag diese kleine Versammlung interpretieren, wie man will. Sicher ist, dass die leitenden Männer der Cooperativa die Chancen der Genossenschaft und die Aufgaben, die sich ihr stellen, erkannt haben. Nun muss ihnen die Entwicklung unweigerlich langsam vor- kommen, denn sie möchten ihre Gemeinschaft möglichst bald in Blüte sehen und wissen aus eigener Erfahrung nur zu gut, dass dies noch viel Zeit brauchen wird. Deshalb versuchen sie, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um der natürlicherweise langwierigen Entwicklung einen kleinen zusätzlichen Stoss vorwärts zu geben.

Als "Ehrengast" finde ich mich in der nicht beneidenswerten Lage, ihnen Mut für ihre Zukunft machen zu müssen, ohne ihnen unnötigerweise zuviel Hoffnung zu vermitteln. Ich zeige also ehrlicher Weise Verständnis für ihre Anliegen, bestärke sie in ihrer Absicht, die Cooperativa durch eigene Leistungen und durch Erhöhung der Mitgliederzahl zu stärken, mache sie jedoch auch darauf aufmerksam, dass sich die Cooperacion técnica suiza in ihrer Arbeit nicht nur auf Mizque konzentrieren kann. Deshalb sei kaum damit zu rechnen, dass innerhalb des laufenden Rahmenkredits Aufgaben erfüllt werden könnten, die nicht vorgesehen gewesen seien. Immerhin werde man den Kauf einer Wasserpumpe bestimmt prüfen. (Die gleichen Anliegen waren bereits einige Tage vorher Roger Pasquier vorgetragen worden).

Der Amerikaner in Mizque

23. November 1971

Um den Simmenthaler-Stier vom Projekt Cochabamba zu sehen, gehen wir am Morgen zu Don Guillermo, der die Verantwortung für den Bullen übernommen hat. Don Guillermo, ein Amerikaner, Fallschirmjäger während des Korea-Krieges und später protestantischer Missionar in Bolivien, hat sich vor zwei Jahren in Mizque niedergelassen. Er hat 21 ha gutes Land für 35'000 Pesos (ca. 12'000 Franken) gekauft und dazu eine ganze Anzahl landwirtschaftlicher Maschinen. Bis vor kurzem hat er denn auch Ackerbau (hauptsächlich Kartoffeln) getrieben. Nun will er auf Viehzucht umstellen und hofft, mit dem Erlös aus den Maschinen das nötige Geld für den Kauf von Vieh zusammenzubringen. Uebrigens spricht Don Guillermo fließend Quichua, was ihm natürlich den Umgang mit den Mizquenos beträchtlich erleichtert.

Dienstag Morgen in der Cooperativa agropecuaria

Unterdessen haben auf dem Feld der Cooperativa mehrere Campesinos fleissig gearbeitet. Es ist ja Dienstag Morgen, und viele Bauern sind gekommen, um sich durch einige Stunden Arbeit für die Cooperativa einige Olivenbäumchen zu verdienen. So ist es nämlich vereinbart worden: jeder Campesino ist verpflichtet, eine gewisse

Anzahl Stunden für die Cooperativa zu arbeiten. Damit er aber nicht ganz leer ausgeht, erhält er dafür eine entsprechende Anzahl Olivenbäumchen unentgeltlich. So wird das Interesse der Campesinos an der Cooperativa und am Olivenbau gefördert.

Am späten Vormittag des Dienstags findet jeweils auch die Wochenversammlung der Cooperativa statt. Die Leute strömen herbei, einzeln oder in kleinen Gruppen, die meisten zu Fuss, wenige zu Pferd. Man versammelt sich in der neuen, noch nicht fertiggestellten Garage des Wüst-Hauses. Es ist angenehm kühl, und man setzt sich, wo es gerade Platz hat, auf herumliegende Bretter oder auf den Boden, oder man steht auch, an den Wänden angelehnt. Normalerweise wird diese Wochenversammlung reinen Genossenschaftsgeschäften gewidmet. Die Mitglieder werden von den beiden Räten über alles, was in der vorhergehenden Woche geschehen ist, orientiert. Sie stellen Fragen. Die Finanzen werden besprochen. Die Arbeit wird zugeteilt.

Wenn jedoch Gäste da sind, werden sie natürlich gebührend willkommen geheissen. Und so ergreifen an diesem Morgen mehrere Personen das Wort, begrüßen die Gäste, heissen Fritz Michel, den neuen Experten von Cochabamba, und mich willkommen, loben die grossartige Arbeit der Schweizer, bekennen ihren Glauben an die Zukunft und an die Entwicklung ihrer Cooperativa, tun ihren Willen kund, dafür zu arbeiten und überall einzustehen, und bitten mich, den "Abgesandten der Schweiz", den "Senor Presidente de Suiza" den ergebensten Dank der Campesinos von Mizque zu überbringen, den Dank für die unschätzbare Hilfe der Schweiz.

Die meisten Redner sprechen in Quichua, aber sie tun es auf so ausdrucksvolle Weise, dass auch der Quichua-Unkundige das Wesentliche mitbekommt. Besonders Don Dionisio, der alte Fuchs, gibt an diesem Tag eine Galavorstellung seines Rednertalents. Natürlich werden die Quichua-Reden vom anwesenden Lehrer ins Castellano übersetzt, und ich bedanke mich, jeweils ein bisschen Bewunderung für die Campesinos und Ermutigung für ihre weitere Arbeit einflechtend, nach jeder kleinen Rede.

An dieser Wochenversammlung nehmen auch zwei Frauen, eine junge und eine Ältere, und einige Knaben, Söhne von Mitgliedern, teil.

Es ist weit über zwölf Uhr, als man sich voneinander verabschiedet. Der Abschied ist herzlich, man umarmt einander bolivianisch, und jeder versichert mir, in Mizque werde ich jederzeit wieder willkommen sein.

Gespräch mit Studenten von Cochabamba

24. November 1971

Daniel Blanc und Fritz Michel fahren mit ihren bolivianischen Mitarbeitern auf das Grundstück der Planta Industrialisadora de Leche PII hinaus. Ich gehe mit. Das Projekt arbeitet mit der PII zusammen. Sie ist natürlich an der Verbesserung des Viehs und des

Futters in der Gegend von Cochabamba sehr interessiert und stellt deshalb gerne ihre Felder für Futterbauversuche zur Verfügung.

Während der Acker gepflügt wird - mit den Maschinen der PIL -, unterhalte ich mich mit den fünf Bolivianern, die mitgekommen sind:

- Die Zukunft des Landes sieht für sie sehr düster aus. Dem neuen Regime verheissen sie kaum ein sehr langes Leben. Im Grunde genommen wünschen sie sich das, denn ein Leben in persönlicher Freiheit, die sie weit auffassen, können sie sich unter Banzer und dessen Kumpanen kaum vorstellen. Da heisst es parieren, wenn man nicht in Schwierigkeiten geraten will. Auch das Torres-Regime hat für das Land kaum die richtige Lösung dargestellt, wenn es für die Studenten auch mehr Verständnis gezeigt hat. Vorläufig machen das MNR und die Falange mit den Militärs noch gemeinsame Sache. Doch dies nur zum Schein, denn eigentlich bereitet jeder der drei "Partner" nur die Situation vor, um bei der nächsten Auseinandersetzung die zwei andern schachmatt setzen zu können. Allerdings wird das Militär immer mitbestimmend bleiben. Und selbst wenn eine der zwei andern Bewegungen obenauf schwingen sollte, so brächte das dem Land noch nicht die gewünschten Entwicklungsmöglichkeiten.
- Auch die wirtschaftliche Situation verspricht nichts Gutes. Das Banzer-Regime hat den ausländischen Investitionen die Tore wieder weit geöffnet. Es wird wieder investiert, aber gleichzeitig auch ausgebeutet. Und die Entwicklung, die dadurch scheinbar erreicht wird, ist gerade gut genug, um dem Volk Sand in die Augen zu streuen, damit es die wirkliche katastrophale Situation der Wirtschaft des Landes nicht erkennt.
- Die ideale Regierung können sich auch die Studenten in Bolivien noch nicht vorstellen. Sie sprechen vielmehr von Beispielen wie Peru oder auch Chile. Für so etwas sei Bolivien jedoch noch nicht reif genug. Einmal werde es aber dazu kommen, auf einen Zeitpunkt dafür wollen sich die Studenten jedoch nicht festlegen.
- Entsprechend sieht auch ihre persönliche Zukunft aus. Vorläufig stehen sie noch im Studium. Für die Zeit nach dem Abschluss gibt es für sie aber nur zwei Möglichkeiten: entweder schaffen sie sich durch Regimetreue die notwendigen Beziehungen, die ihnen nach Studienabschluss zu einer interessanten Stellung verhelfen. Dazu müssten sie sich selber verleugnen, denn das herrschende Regime können sie ehrlicherweise nicht bejahen. Oder sie beschreiten den Weg der Emigration, nehmen irgendwo im Ausland eine Stellung an und warten die Zeit ab, da in ihrer Heimat menschenwürdige Zustände herrschen werden. Sie wären nicht die ersten, die diesen Weg beschreiten. Es leben heute schon viele bolivianische Akademiker im Ausland, in Peru, Kolumbien, Venezuela, Chile, aber auch in den USA oder in Ländern Europas. Meine Gesprächspartner geben gerne zu, dass das nicht die ideale Lösung ist. Doch, vor die Alternative gestellt, würden sie sie wahrscheinlich doch

wählen.

- Die Arbeit mit den Schweizern schätzen sie alle sehr. Im Grunde genommen bewundern sie sie sogar, weil sie ihr Fach sehr gut kennen und sich zudem nicht scheuen, in die Ueberkleider zu schlüpfen, Stiefel anzuziehen und auch die dreckige Arbeit zu verrichten. Es sei heute eine Art Privileg für die Studenten der naturwissenschaftlichen Fakultät, mit den Schweizern zusammenarbeiten zu können. Meine Gesprächspartner geben gerne zu, dass dies auch eine Art Schutz gegen mögliche Massnahmen von Regime-Seite bedeutet. Sie beteuern aber, von mir absichtlich und deutlich provoziert, dass dieser an sich grosse Vorteil keinen bestimmenden Einfluss auf ihre Einstellung zu den Schweizern habe. Selbst wenn im Lande freiheitliche Verhältnisse herrschen würden, würden sie von den Schweizern nicht anders reden.

Der Acker ist bereit zur Saat. Schweizer und Bolivianer machen sich nun an die Arbeit: sie messen kleinere Felder aus, entfernen dabei die grösseren Steine, und dann geht es ans Säen, auf jedem Feld eine andere Saatsorte.

Die PIL und die Milchproduzenten

Ich gehe unterdessen zu Senor Sagues, dem Director de Produccion in der PIL. Auch er weiss die Arbeit der Schweizer nur zu rühmen. Er kennt zwar die andern zwei Experten nicht, dafür aber Daniel Blanc. "En Bolivia tendriamos que tener unos miles de Blancs", dann würde es mit der Entwicklung sehr schnell vorangehen.

Die PIL, ursprünglich ein Geschenk der UNICEF, verarbeitet bis zu 35'000 l Milch pro Tag zu verschiedenen Milchprodukten. Diese kommt von etwa 350 Produzenten, von denen die grössten - Besitzer von bis zu 120 Kühen - bis zu 2000 l, die kleinsten nur etwa 12 l pro Tag abliefern. In Bolivien wird noch sehr wenig Milch konsumiert, im Durchschnitt nur 12 l pro Person im Jahr. Sie ist allerdings auch teuer. So kostet 1 Liter in Cochabamba 1 1/2 Peso, in La Paz sogar 2 1/2 Pesos. Trotzdem genügt die einheimische Produktion der Nachfrage nicht, weshalb Bolivien jährlich für 3 Mio Dollar Milchprodukte importieren muss.

Die grössten Milchproduzenten in der Gegend von Cochabamba sind übrigens nicht etwa Campesinos, sondern Juristen, Zahnärzte und Aerzte, die in der Stadt leben und praktizieren und auf dem Land ihr Gut besitzen, das von einem Verwalter bewirtschaftet wird und das sie nur am Wochenende oder in den Ferien aufsuchen.

Die komplizierte bolivianische Administration erschwert die Arbeit der PIL gewaltig. Am meisten Schwierigkeiten hat die PIL jedoch mit den Milchproduzenten selber. Vor allem die kleineren Viehhalter sind noch nicht fähig, die Milch hygienisch zu behandeln. Dies wird natürlich durch die herrschenden Verhältnisse auf den Bauernhöfen

stark erschwert, aber viel Milch geht schon durch die nachlässige Behandlung kaputt. So ist die PIL oft gezwungen, die Milch abzuweisen, was ihr von seiten der Campesinos viele Klagen einträgt. Aber, meint Senor Sagues, der Milchproduzent klagt ohnehin immer.

Die Arbeiter der PIL stellen bereits eine Art Elite dar. Sie sind im Betrieb selber ausgebildet worden, sind zuverlässig und man kann mit ihrer Arbeit und Arbeitseinstellung im allgemeinen sehr zufrieden sein. Für bolivianische Verhältnisse verdienen sie gut. Der Durchschnittslohn in der PIL beträgt 1000 Pesos monatlich. Allerdings fügt Senor Sagues bei, fast um einer Frage meinerseits zuvorzukommen, er verdiene selber im Monat 5000 Pesos, und der Director der PIL komme gar auf 8000 Pesos monatlich. Er wisse, dass dieser grosse Abstand zwischen den beiden Lohnklassen in der PIL nicht ganz gerechtfertigt sei.

Zum Schluss führt mich Senor Sagues noch durch den ganzen Betrieb. Ich kann zwar die Qualität der Einrichtungen und Apparate nicht beurteilen, aber ich habe doch den Eindruck, dass die PIL den Vergleich mit einem ähnlichen Betrieb etwa in der Schweiz durchaus positiv bestehen würde.

Die Seccion Forrajes

Am Nachmittag fahren Daniel Blanc, sein Homologe Augusto Urquieta und ich nach "La Violeta", einem weiteren Versuchsgebiet der Universität. Wir sehen uns die vielen Experimentier-Parzellen an, auf denen die Studenten ihre Versuche für ihre Diplomarbeit durchführen. Alles ist fein säuberlich und fast liebevoll angelegt.

Auf einem andern Versuchsfeld der Universität haben Augusto Urquieta und seine Mitarbeiter 10 ha Mais gesät. Sie haben dies nicht ohne Bedenken gemacht. Ja, sie haben sogar Angst gehabt, es könnte nicht gedeihen. Die Verantwortung, die Urquieta auf sich genommen hat, hat sichtlich schwer auf ihm gelastet. Wenn es nicht gelungen wäre? Nun spriesst der Mais aber, er kommt, er gedeiht. Und Augusto Urquieta ist mächtig stolz darauf, umso mehr, als er dieses kleine Unternehmen selbständig gewagt hat, als Daniel noch in der Schweiz im Urlaub war. Und Daniel freut sich natürlich auch: dem Mut zu eigener Initiative begegnet man in Bolivien nicht gerade jeden Tag.

Die Seccion Ganaderia

25. November 1971

In der Seccion Ganaderia erklären mir Jakob Joerin und seine Mitarbeiter die verschiedenen Abteilungen und deren Aufgaben. Alle tun dies ruhig und klar, geben bereitwillig Antwort auf meine Fragen. Im Versuchsbetrieb sieht das Vieh - Braunvieh, Sankta Gertrudis, Criollo, Simmenthal und einzelne Kreuzungen durcheinander - gepflegt aus. Es ist nicht nur gut genährt, sondern auch sauber gehalten. Auch die Räume zeugen von sorgfältiger Arbeit. In der Kleinkäserei

des Betriebs lassen wir uns den dort hergestellten Käse schmecken. Auf "La Tamborada" werden immer wieder Kurse für die Campesinos der Gegend durchgeführt. Während etwa einer Woche halten sich die Kursbesucher jeweils im Versuchsbetrieb auf. Sie lernen den richtigen Umgang mit dem Vieh und können sich auch einige Kenntnisse über Futterbau aneignen. Diese Kurse bilden eine wichtige Voraussetzung für die Extensionsarbeit, die das Projekt immer mehr unternehmen will. Die Campesinos in der näheren und weiteren Umgebung von Cochabamba müssen schon einige Grundkenntnisse über Viehhaltung und Futterbau haben, wenn der periodische Besuch des Projekttextentionisten nicht sinnlos sein soll. Selbstverständlich nimmt man in diesen Kursen in erster Linie jüngere Leute auf. Zwar denkt man auch daran, gewisse Forschungserkenntnisse auch durch Publikationen den Campesinos zu vermitteln. Man bleibt sich aber doch bewusst, dass man für längere Zeit kaum von der demonstratio ad oculos wird abgehen können, eben wie Senor Sagues von der PIL sagte: "Etwas Neues verstehen die Campesinos nur durch die Augen!"

Ein paar andere Studenten

Am Nachmittag ergibt sich noch Gelegenheit zu einem Gespräch mit weiteren Studenten, die weder der Seccion Forrajes noch der Seccion Ganaderia angehören. Natürlich stehen sie mit diesen beiden Sektionen in Verbindung, denn sie gehören zur Seccion Suelos. Ihre Meinungen betreffend die allgemeine politische und wirtschaftliche Situation im Lande weichen kaum von denjenigen der Futterbaustudenten ab. Auch sie sehen ihre persönliche Zukunft nicht allzu rosig.

Wie steht es aber mit ihrer Bereitschaft, für die Entwicklung ihres eigenen Landes persönliche Opfer zu bringen. Cochabamba ist wohl die angenehmste Stadt von ganz Bolivien. Sie bietet so ziemlich alle Vorteile und Annehmlichkeiten einer modernen Stadt. Es gilt für viele Bolivianer als Privileg, in Cochabamba leben zu können. Wären nun diese Studenten bereit, ihren Beruf beispielsweise in Mizque auszuüben und auch dort zu leben, falls dies für die Entwicklung ihrer Gegend und somit ihres Landes notwendig wäre? Sie verneinen ziemlich spontan und zählen hundert Dinge auf, die in Mizque eben fehlen. Aber es scheint ihnen mehr darum zu gehen, ihr Nein zu rechtfertigen, d.h. sie würden nicht einmal dann nach Mizque ziehen, wenn man ihnen goldene Brücken dorthin bauen würde. Denn soviel wie Cochabamba wird Mizque nie bieten können. Umso mehr drängt sich für Mizque die Ausbildung von Technikern aus dem Dorf auf, wobei das Risiko, dass sie nach ihrer Ausbildung ihrerseits in eine bessere Stellung nach Cochabamba oder sonst wohin ziehen, natürlich bestehen bleibt.

Von der Haltung dieser paar Studenten auf eine allgemeine Haltung der Studentenschaft in Bolivien schliessen zu wollen, wäre mindestens gefährlich. Immerhin stellt sich auch hier - ähnlich wie

in Ayacucho - die Frage: wird bei der Ausbildung von Fachleuten aller Richtungen der Gemeinschaftssinn nicht doch zu sehr vernachlässigt? (Natürlich könnte dieselbe Frage in der Schweiz gestellt werden; zudem ist diese Aufgabe in Bolivien ohnehin hauptsächlich Sache der Bolivianer selber).

Der Präsident Boliviens in Cochabamba

26. November 1971

Für heute ist der Besuch des Präsidenten der Republik, Oberst Hugo Banzer Suarez, in Cochabamba angesagt. Wir fahren in die Stadt und gehen auf die Plaza Municipal, den Hauptplatz. Der Präsident lässt auf sich warten. Der Platz füllt sich unterdessen mit Menschen, Männer, Frauen, Kinder, alle Alter sind vertreten, vielleicht sind doch mehr ältere Leute da. Doch das will nichts sagen, denn das Publikum scheint mehr aus Neugierigen denn aus Anhängern des Regimes zu bestehen, und für die älteren Menschen ist der Besuch des Staatspräsidenten wohl mehr als für die Jungen eine sehenswerte Attraktion, und wäre sie es nur, weil sie sich - jeweils mit neuem Hauptdarsteller - durchschnittlich jedes Jahr einmal wiederholt.

Der Applaus, der den auf den Platz einfahrenden Präsidenten empfängt, lässt eher annehmen, dass Oberst Hugo Banzer Suarez in Cochabamba nicht allzu viele Sympathien genießt. Vielleicht ist der lahme und verspätete Beifall auch bloss darauf zurückzuführen, dass der Präsident den Gemeindeplatz in verdächtiger Schnelligkeit umfährt. Aufrecht in seinem Wagen stehend, in Uniform und mehrfach dekoriert, von mehreren Personen umgeben, die ihn um Haupteslänge überragen, wirkt er klein, verängstigt, unsicher. Vor, neben und hinter dem Wagen des Präsidenten beherrschen das Militär und die Polizei das Bild. Die Frage ist immer, ob die Waffen, die die Militärpolizeisoldaten tragen, auch wirklich geladen sind. Dem Präsidenten folgen weitere Wagen mit hohen und weniger hohen Offizieren.

Der Präsident ist nicht allein nach Cochabamba gekommen. Und auch das Militär ist nicht allein auf dem Platz erschienen. Denn hinter der Wagenkolonne des Präsidenten folgen mehrere Camionetten, einige mit MNR-Anhängern, die andern mit Falangisten. Und jede schreit ihre Kampf- und Siegesslogans in die Menge. Von Einmütigkeit ist da kaum etwas zu spüren. Jede der drei Bewegungen ist sich höchstens darin einig, dass sie die ganze Macht im Staate erobern will.

Es geht wiederum lange, bis der Präsident sich auf dem Balkon des Palacio municipal zeigt. Die Menge wartet geduldig, irgendwie auch gespannt, ja es herrscht eine eigenartige, spannungsgeladene Ruhe, nur abwechslungsweise unterbrochen von den skandierten Sprüchen der MNRisten und der Falangisten.

Wir bewegen uns durch die wartende Menge in die Nähe des Hauptbalkons, um den Präsidenten dann besser beobachten zu können. Beim Vorbeigehen steckt mir ein grauhaariger, gutaussehender Mann einen blauen Zettel zu. Er tut dies auf so geheimnisumwitterte Weise und nachdem er mich genau von oben bis unten gemustert hat, dass ich

annehmen muss, es handle sich um ein Traktätchen gegen die Regierung. Doch damit ist nichts. Es stehen auf den Zettelchen nur Forderungen und Anliegen, die sich gegen das Torresregime und alles Linksstehende richten und die von der Militärregierung schon mehrfach verkündet worden sind. Warum verteilt der Mann die Zettel so ziemlich unter der Hand? Ist es, weil die Regierung die auf dem Zettel stehenden sozialen und wirtschaftlichen Anliegen schon vergessen zu haben scheint und sich deshalb nicht gern öffentlich daran erinnert sehen möchte? Oder ist es einfach so, dass es in Bolivien nicht gut ist, wenn jedermann heute weiss, wo man politisch genau steht, da man ja nicht wissen kann, wer morgen die Geschicke des Landes leiten, wer Recht und Gesetz morgen machen wird?

Dann erscheint der Präsident der Republik doch noch. MNR und Falange lassen ihn hochleben, jede der beiden Bewegungen schliesst aber einen Hochruf auf sich selber und auf die eigene Zukunft an. Die Rede des Präsidenten hat zur Hauptsache die Wirtschaft des Landes zum Inhalt. Viel kann zwar das neue Regime noch nicht vorweisen. Oberst Banzer kritisiert die Misswirtschaft seines Vorgängers, der als Volksverführer bezeichnet wird, und nennt dann alles, was zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage des Landes und speziell der Gegend von Cochabamba geplant und teilweise schon in die Wege geleitet worden ist. Wenn ihm und seinen Mitarbeitern dies alles gelingen wird, und erst noch innerhalb der jeweils geplanten Frist, dann hat Oberst Hugo Banzer Suarez wahrlich den Titel eines Helden des Vaterlandes verdient. Allerdings, von der sozialen Situation spricht er beinahe nicht.

Die Rede wird nur selten von Beifall unterbrochen, und auch dann ist dieser von MNR oder von der Falange provoziert, die Menge stimmt nur zögernd und kraftlos mit ein. Zum Schluss wird die Landeshymne angestimmt, und erst da hat man den Eindruck, dass sich alle Anwesenden einig sind: sie alle wollen ein starkes, geachtetes, schönes, gerechtes Bolivien! Nur sieht dies für jeden ein bisschen anders aus als für den andern, und auch vom einzuschlagenden Weg hat nicht jeder die gleiche Vorstellung.

Die Menge geht auseinander. MNR zieht mit seinen Anhänger singend und schreiend in die eine Richtung ab, die Falange in gleicher Weise in die andere Richtung. Im Palacio municipal bleiben das Militär und seine Gefolgschaft zurück.

Flug Cochabamba - La Paz - Lima - Guayaquil - Panama City

Neben mir sitzen - von La Paz nach Lima - junge Frauen aus Santa Cruz, zwei Schwestern. Schon ein paar Mal ist mir in Bolivien gesagt worden, in Santa Cruz gebe es die schönsten Mädchen nicht nur von Bolivien, sondern von ganz Lateinamerika. Wenn ich meine Nachbarinnen ansehe, bin ich geneigt, dieser Behauptung zuzustimmen.

Sie nehmen mich für einen Limeno und wollen wissen, wie es dort sei.

Sie selber haben an der Universität La Paz studiert, die eine Sozialwissenschaften, die andere Jurisprudenz. Nun sind aber die Hochschulen in Bolivien geschlossen worden, und man weiss nicht so genau, wie es weitergehen wird. Deshalb wollen die zwei Schwestern nun ihre Studien in Lima fortsetzen. Sie haben zwar keine Verwandten oder näheren Bekannten in der peruanischen Hauptstadt. Immerhin werden sie an Flughafen vom bolivianischen Botschafter in Lima abgeholt, genau so wie sie es erhofft hatten. Ich habe also allen Grund anzunehmen, dass es sich bei den Angehörigen dieser zwei Schwestern kaum um politisch Verfolgte handelt. Doch sicher ist das nicht. Weiss man doch nur zu gut, wie zukünftig lateinamerikanische Regimes ihre politischen Gegner zu behandeln wissen und mit wieviel Sorgfalt sie ihnen den Weg ins Ausland ebneten.

COSTA RICA 1

Eindrücke von San José de Costa Rica

28. November 1971

Ich lasse mich von einem Taxi-Chauffeur die lange Strecke vom Flughafen in die Stadt fahren. Was mir schon vom Flugzeug aus aufgefallen ist, bestätigt sich auf dieser Autofahrt: eine starke landschaftliche Ähnlichkeit zwischen dieser Gegend um San José und dem schweizerischen Voralpengebiet ist nicht von der Hand zu weisen.

Der Taxi-Chauffeur freut sich über meine Feststellung. Costa Rica werde ja nicht vergebens la Suiza de America latina genannt. Das liege aber auch daran, dass die Costarricaner ein friedliches Volk seien, vielleicht noch friedlicher als die Schweizer. So hätten sie nicht einmal eine Armee. Jetzt werde allerdings die Polizeitruppe allmählich so stark ausgebaut, dass sie die Armee bald ersetzen könne. Den Leuten in Costa Rica gehe es gut, jedenfalls viel besser als den übrigen Völkern in Lateinamerika, soziale Auseinandersetzungen gebe es in seinem Lande nicht, und - wir fahren gerade in die Hauptstadt des Landes ein - San José sei die sauberste Stadt von ganz Lateinamerika und könne dem Besucher viel Abwechslung bieten.

Ich nehme das alles einfach zur Kenntnis. Der Mann scheint von dem, was er sagt, sehr überzeugt zu sein.

San José bietet dem Besucher, wie ich an diesem Tag feststelle, nicht mehr Abwechslung als irgendeine andere Stadt. Es ist ein nettes Städtchen, ein wenig verschlafen, im Uebrigen aber mittelmässig, ohne Originalität. Vor allem im Zentrum der Stadt, wo es sehr sehr sauber ist, könnte sich der Besucher zu Tode langweilen. Da sind nicht einmal die Menschen interessant.

Wenn man sich aber ein wenig vom Zentrum entfernt und in die Randquartiere wagt, da wird es zwar zusehends schmutziger, ungeordneter, die Luft ist nicht mehr hygienisch rein wie im Zentrum. Doch da ist Leben, die Häuser sind zwar abbruchreif, aber sie sind belebt, Musik, Schreien und Singen strömt aus ihnen heraus auf die Strasse, wo man sich durch die Menschenmenge kämpfen muss. Wahrscheinlich ist das Leben hier auch gefährlicher als im Zentrum, dafür ist es offensichtlich intensiver, aufregender und insofern lebenswerter. Die Zona Roja, wie diese Randquartiere im Volksmund und wohl auch in Regierungskreisen, bei beiden aus unterschiedlichen Motiven, nicht ganz zu Unrecht heisst, bietet dem Besucher viel Sehenswertes und versöhnt ihn mit der Mittelmässigkeit der übrigen Stadt.

Die Schule für Agrarmechaniker

29. November 1971

Auf der schweizerischen Botschaft treffe ich Herrn Betschart, den Leiter des Cotesu-Projektes in San José, und Herrn Jäcklin, einen seiner Mitarbeiter. Wir fahren zum Instituto Nacional de Aprendizaje INA hinaus, wo sich die Lehrwerkstätten befinden. Herr Betschart führt mich durch die verschiedenen Räume, die nun ferienhalber leer

COSTA RICA 2

stehen, zeigt und erklärt mir die Einrichtungen, antwortet bereitwillig und ausführlich auf meine Fragen.

Dank über strengen Selektion hat man es im Projekt vorwiegend mit tüchtigen Handwerkern zu tun, und die Versagerquote ist gering. Trotzdem müssen die Lehrer oft - z.B. im Rechnen - mit den Elementarkenntnissen beginnen. Herr Betschart zeigt mir ein Lehrbuch, das er selber verfasst hat, wo mit mathematischen Kenntnissen, wenn auch nur wiederholungshalber, begonnen wird, die einem Drittklässler in der Schweiz kaum Kopfzerbrechen bereiten würden.

Die Bereitschaft zu lernen und der Wille, gute Leistungen zu erbringen, sind gross, und man braucht die Kandidaten für den Agrarmechanikerkurs nicht suchen zu gehen. Es melden sich jeweils genug zur Aufnahmeprüfung. Die Zusammenarbeit mit den Landesbehörden wickelt sich ohne Störungen ab, und das Einvernehmen mit den übrigen Ländern, die am INA Lehrwerkstätten für andere Berufe führen, lässt kaum zu wünschen übrig.

Am INA treffe ich auch Herrn Keller, der die Tiefkühltechniker-ausbildung leiten wird. Auf seine Lehrwerkstatt muss er noch einige Zeit warten. Mit deren Bau ist erst vor kurzem angefangen worden.

Die Firma "Bebra" ist eine grosse Mechaniker-Werkstatt, in der hauptsächlich Ferguson-Traktoren repariert werden. Hier haben fünf Lehrlinge des Cotesu-Projektes einen Platz gefunden für die, mehrere Monate dauernde, praktische Ausbildung, die sie nach zwei Jahren Schulung in der Lehrwerkstatt absolvieren müssen. Die übrigen Lehrlinge desselben Kurses haben hier und dort in andern, meist kleineren, Mechanikerwerkstätten irgendwo im Lande, teilweise weit von San José entfernt, die Gelegenheit gefunden, während den vorgeschriebenen Monaten die erworbenen Kenntnisse praktisch zu erproben.

Alle Lehrlinge werden während ihres Praktikums regelmässig von einem Costarricaner, der als Lehrer im Projekt tätig ist, besucht und beraten. Dabei pflegt er natürlich auch den Kontakt mit dem Praktikumsmeister und verschafft sich so ein genaues Bild von den Eigenschaften des jeweiligen Lehrlings. Dieser costarricanische Lehrer macht einen ausgezeichneten Eindruck. Seine Art, sich zu äussern und irgendetwas zu beurteilen, zeugen von grosser persönlicher Reife. Es ist auch aufschlussreich, ihn im Umgang mit den Lehrlingen zu beobachten, wozu ich in der "Bebra" Gelegenheit habe.

Die Lehrlinge sind, wie sie sagen, mit ihrer Ausbildung sehr zufrieden. Obwohl sie wissen, dass sich ihnen nach der Ausbildung in der eigentlichen Autobranche nicht uninteressante Aussichten eröffnen werden, beteuern alle durchaus glaubhaft, bei der Agrarmechanik bleiben zu wollen. Dort brauche das Land ihre Mitarbeit für die Entwicklung. Ihr Ziel ist es, sich in der Agrarmechanik ständig weiterzubilden. Soweit sie nicht schon aus der Umgebung von San José herkommen, beabsichtigen sie auch nicht, in der Nähe der Hauptstadt ihre Mechanikertätigkeit aufzunehmen. Sie sagen, dorthin

gehen zu wollen, wo man ihre Arbeit am meisten braucht. Und das sind eher die Gebiete, die weit von San José entfernt sind. Es scheint wirklich ihre ehrliche Absicht zu sein, sich für die Entwicklung ihres Landes einsetzen zu wollen.

Herr und Frau Hug und die Costarricaner

Mit Herrn Betschart auf der Finca von Herrn und Frau Hug, einige Kilometer ausserhalb von San José. Das Landgut ist sehr schön gelegen, und Herr Hug baut auf den 15 ha, die er sich einige Jahre vor seiner Pensionierung gekauft hat, Kaffee an. Herr Willy Hug war früher lange Jahre Direktor der United Fruit Co. in Costa Rica, hat in dieser Eigenschaft manches für die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Angestellten der Firma getan. Seine Frau stammt aus einer der vornehmen Familien Costa Ricas und ist nicht unvermögend. Beide, kinderlos geblieben, haben sich ihr natürliches einfaches, ja beinahe urchiges Wesen bewahrt.

Vom Präsidenten sprechen sie wie von einem alten Bekannten, der er wahrscheinlich auch ist. Für sie ist er der Pepe (José Figueres), den sie nicht selten treffen, mit dem sie per Du sind, dessen Schwächen sie kennen, dessen Vorzüge sie aber auch zu schätzen wissen. Und wenn Herr Hug von seinen Erlebnissen in Costa Rica erzählt, dann weiss man zwar, dass er dieses Volk sehr gut kennt, dessen Schwächen durchschaut, es aber trotzdem liebt; dass er weiss, wie sehr dieses Volk und dieses Land in seiner Entwicklung stecken geblieben ist. Er kennt die Costarricaner so durch und durch, dass er sich bei sich bietender Gelegenheit ein Vergnügen daraus macht, ihnen ein kleines harmloses Schnippchen zu schlagen.

Herr und Frau Hug arbeiten nicht, weil sie dies für ihren Lebensunterhalt brauchen. Ihre Gesundheit verlangt es. Und sie geben es gerne zu, dass es die Arbeit ist, die sie so jung hält. Dazu kommt der tägliche Kontakt mit den Landarbeitern. Sie allein beschäftigen 8 ständige Angestellte. Während der Kaffeeernte bieten sie natürlich vielen Tagelöhnern auch noch Arbeit und Lohn. Soweit es geht und nicht unerträglich wird, halten sie sich an die Gesetze und Vorschriften, auch wenn sie genau wissen, dass sich viele ihrer Bekannten durch irgendwelche Machenschaften beträchtliche Vorteile zuschanzen. Sie brauchen das nicht.

Wie Herr und Frau Hug sagen, sind die Costarricaner den übrigen Zentralamerikanern lange Jahre in ihrer Entwicklung voraus gewesen. Dieses Vorsprungs bewusst und darauf nicht wenig stolz, ruhen sie sich nun seit einiger Zeit auf ihren Lorbeeren aus, während die andern Länder allmählich den Rückstand aufholen. So droht denn das Land seinerseits hinter den andern zurückzubleiben. Es ist in einen Zustand der Lethargie gefallen, aus dem es eigentlich nur ein starker Schock reissen kann. Anzeichen dafür sind auch schon vorhanden. Gewisse fortschrittliche Kreise, vor allem an den Schulen anzutreffen, beginnen, mit der Politik des Pepe Figueres unzufrieden

COSTA RICA 4

zu sein und es auch zu zeigen. Zu wünschen wäre bloss, dass das Land nicht von der Lethargie in die Anarchie gerät.

Herr Hug charakterisiert das allgemeine Verhalten des Costarricaners mit folgender Feststellung: die Panamericana, die den ganzen lateinamerikanischen Kontinent durchzieht, ist vor kurzem auch in Costa Rica weitgehend fertiggestellt worden, wenigstens im Gebiet nördlich der Hauptstadt. Sie ist aber bereits voller Schlaglöcher. In der Schweiz, meint Herr Hug, würde man die Löcher sofort stopfen, eventuell die ganze Strasse neu asphaltieren. In andern Ländern wie etwa Peru oder Bolivien würde man die Löcher einfach ignorieren. In Costa Rica jedoch tut man weder das eine noch das andere. Man lässt die Löcher stehen, warnt aber die Autofahrer vor ihnen, indem man die Lochränder mit farbigen Streifen bemalt, und damit es schöner anzusehen ist, sozusagen als besonderen Kundendienst, ummalt man jedes Loch in einer andern Farbe.

EINIGE ALLGEMEINE FESTSTELLUNGEN

Gewissen kleineren und grösseren Problemen begegnet man auf einer solchen Informationsreise an allen "Schweizer" Etappen. Sie tauchen in den Gesprächen auf, manchmal ausführlich, manchmal bloss angedeutet. Sie beschäftigen den Experten (und seine Familie) unterschiedlich stark, je nachdem ob er seine Entwicklungstätigkeit soeben aufgenommen hat oder bereits ihr Ende herannahen sieht.

Ich fasse hier die häufigsten zusammen, wobei ich mir wohl bewusst bin, dass es sich dabei für die Verantwortlichen in "Bern" keineswegs um Neuigkeiten handelt. Lösungen für diese Probleme werden bereits gesucht, sind hier und dort auch schon gefunden worden. Verbesserungen sind auch schon eingeführt worden, oder sie sind geplant. Aber dieser Bericht wäre unvollständig, würde ich diese Probleme unerwähnt lassen.

1. Kenntnis der Landessprache

Zu meiner Verwunderung musste ich feststellen, dass die drei Experten, die kurz vor meinem Besuch an ihrem neuen Wirkungsort eingetroffen waren, entweder ganz ohne (2x) oder dann mit sehr mageren (1x) Kenntnissen des Castellano nach Peru, bzw. Bolivien gereist waren. Von den meisten Experten, die schon seit einiger Zeit in ihrem Projekt tätig sind, erfuhr ich, dass auch sie sich die spanische Sprache erst bei ihrer Arbeit im Projekt mühsam hatten aneignen müssen. Heute, nach mehreren Jahren Aufenthalt im Projekt, können sie sich ohne grosse Mühe auf Castellano verständigen. Die meisten von ihnen wussten jedoch von verschiedenen Schwierigkeiten zu berichten, denen sie in den ersten Monaten ihrer Tätigkeit begegnet waren, weil sie der Umgangssprache nicht mächtig waren.

Einer der Experten wies darauf hin, dass dieser Umstand psychologisch auch Vorteile haben könne. Der Experte komme nämlich sozusagen als grosser Köhner auf seinem Fachgebiet und in manch anderer Beziehung ins Projekt. Das könne dazu führen, dass er den Zugang zum Einheimischen nicht recht finde, weil eben der fachliche Abstand zwischen diesem und ihm so gross sei. Dadurch, dass er in Bezug auf die Sprache von Einheimischen lernen müsse, sozusagen also wenigstens in diesem Punkt auf dessen Hilfe angewiesen sei, ergebe sich psychologisch ein nicht zu unterschätzender Berührungspunkt.

Ohne diesen Gesichtspunkt übersehen zu wollen, ist es bestimmt vorzuziehen, wenn der Entwicklungshelfer mit guten Kenntnissen der Umgangssprache ins Projekt reist. (Hier ergäbe sich in gewissen Projekten - z.B. Ayacucho, Cochabamba, Mizque - zusätzlich die Situation,

wo besonders für die Extensionsarbeit einige Kenntnisse des Quichua von grossem Vorteil wären.) Gewiss würde ein Experte, der charakterlich seiner Aufgabe nicht gewachsen wäre, auch mit hervorragenden Kenntnissen der Landessprache "viel Geschirr zerschlagen". Die Sprachkenntnis ist für den ersten Kontakt zwischen dem Ausländer und dem Einheimischen sicher von grossem Wert, jedoch nicht allein ausschlaggebend.

Für die Arbeit im Projekt selber ergeben sich jedoch aus der Nichtkenntnis der Umgangssprache nicht unwesentliche Nachteile. Einmal kann der Experte dadurch in der Erfüllung seiner Aufgabe behindert werden, je nach deren Art in mehr oder weniger starkem Masse. Dann aber bleibt, was das Erfassen der Gesamtsituation des Projektes betrifft, der Sprachkundige in den ersten Monaten seines Aufenthaltes im Projekt weitgehend auf die Meinung seiner Kollegen angewiesen. Diese haben sich ihr Bild über die Gesamtsituation schon gemacht. Wenn dieses nun schief ist, eignet sich der Neuling ein Bild über die Gesamtsituation^{an}, das der Wirklichkeit nicht entspricht, das ihm fremd ist, da von andern vorgeformt, und das in der Folge nicht leicht zu korrigieren sein dürfte. Seine Kollegen, aber werden dadurch um die Gelegenheit gebracht, ihr Bild zu revidieren. Hätte der Neuling nämlich die Möglichkeit, sich^{sich} sowohl durch Sehen als auch durch Hören zuerst sein eigenes Bild über die Gesamtsituation zu machen, könnte er dieses mit dem der Kollegen konfrontieren. Damit will ich keinesfalls sagen, dass das Bild der "Alten" durchwegs falsch und das des Neulings durchwegs richtig ist. Wahrscheinlich ist an beiden sowohl Richtiges als auch Falsches. Gewisse Erscheinungen sieht und hört der Neuling noch nicht, die "Alten" nehmen sie dank ihrer Erfahrung umso besser wahr. Die^{An} andern Erscheinungen gehen die "Alten" vielleicht vorbei, weil sie sich an sie gewöhnt haben, dem Neuling dagegen werden sie noch auffallen. Gerade darin liegt ja für die "Alten" und für den Neuling der grosse Vorteil einer gegenseitigen Konfrontation ihrer Bilder über die Gesamtsituation.

Es liegt mir - wie bereits gesagt - fern, die Kenntnis der Projektsprache zu überschätzen. Doch ich sehe nicht ein, warum hier nicht Abhilfe geschaffen werden soll, wo es doch kaum schwer zu machen wäre. Möglichkeiten, eine Sprache schnell zu lernen, fehlen weder hier in der Schweiz, also vor der Ausreise des Experten, noch in Peru oder Bolivien, d.h. bevor der Experte seine Tätigkeit im Projekt aufnimmt. Es müsste also zu machen sein, dass dem Experten die notwendige Zeit eingeräumt und die Gelegenheit (auch finanziell) gegeben wird, sich die Sprache, die in seinem Projekt gesprochen wird, mindestens in ihren Grundlagen anzueignen.

2. Vorbereitung auf Gesamtsituation des Projektes

Nach meinen Beobachtungen scheint es mir ausserordentlich wichtig, dass man dabei die Ehefrau des Experten - gegebenenfalls - einbezieht. Für den Experten selber mag es relativ unwichtig sein, wo sich das Projekt genau befindet, im tiefsten Urwald, hoch in den Bergen oder mitten in einer Stadt. Für die Ehefrau spielen hier ganz andere Dinge eine wesentliche Rolle. Natürlich wird man die "innere" Situation kaum bei der Vorbereitung wiedergeben können, selbst wenn man es wollte, was wiederum recht problematisch wäre. Aber über die "äussere" Situation sollte so weit als möglich doch Klarheit geschaffen werden. So ist es gewiss ungenügend, wenn man sagt, das Projekt befinde sich in einer Stadt von 40'000 Einwohnern. Der Vergleich mit der Schweiz liegt noch zu nahe und gibt zu falschen Vorstellungen Anlass. Und was heisst es schon, dass der nächste Arzt "nur" 200 km vom Projekt entfernt zu finden ist, wenn diese Strecke, wenn alles gut geht, in sechs Stunden, und wenn etwas schief geht, nur in einem oder mehreren Tagen zu bewältigen ist.

Mangelnde Vorbereitung der Experten (plus Anhang) auf die Gesamtsituation des Projekts leistet oft Illusionen Vorschub, denen dann die Enttäuschung folgt, verständlicherweise nicht immer zum Wohl des Projektes. Damit ist natürlich nicht die Desillusionierung gemeint, d.h. das sich Lösen von gewissen Vorstellungen, die wohl jeder mehr oder weniger aus der Schweiz mitbringt und von denen er sich befreien muss, wenn er bei seiner Tätigkeit wirklich Partner sein will.

3. Rückkehr in die Schweiz

Dass sich die Experten Gedanken machen über den Zeitpunkt, wo sie in die Schweiz zurückkehren werden, ist verständlich, der eine mehr, der andere weniger, je nach Beruf und Tätigkeit. Viele bedauern auch, dass sie nach ihrer Rückkehr in die Schweiz aus unterschiedlichen Gründen keine Möglichkeit mehr haben werden, unmittelbar in der "Entwicklungsindustrie" (cf. Tibor Mende) tätig sein zu können. Möglichkeiten, diesem "Ausschluss" zu entgehen, werden in Peru und Bolivien immer wieder erwogen und diskutiert, und manchmal fragen sich Experten, ob dies in "Bern" auch getan werde.

Es muss festgestellt werden, dass dies in "Bern" seit einiger Zeit sehr intensiv geschieht.

Hier ein interessanter Vorschlag eines Experten: man sollte eine Liste aller Experten ungefähr der letzten fünf Jahre erstellen. Diese sollte enthalten: Name, Jahrgang und Ausbildung des Experten; Tätigkeit, die er im Entwicklungsland ausgeübt hat; Dauer seines Einsatzes; erste Tätigkeit nach seiner Rückkehr in die Schweiz und gegenwärtiges Wirkungsfeld in unserem Lande; Angaben, wie er nach seiner Rückkehr zu diesen Stellen gekommen ist. Eine solche Liste könnte dem Experten, der einige Jahre "fern der Heimat" gelebt hat und sich infolgedessen den Verhältnissen in unserem Land ein wenig oder stark entfremdet hat, wertvolle Hinweise und brauchbare Tips für seine eigene Rückkehr und Wiedereingliederung geben.

4. Information über "Bern"

Die Experten in Peru und Bolivien sind im allgemeinen ziemlich schlecht informiert über das, was sich in "Bern" tut. Personelle Veränderungen von Wichtigkeit im DFTZ oder die Ausarbeitung eines einheitlichen Statutes für Entwicklungshelfer sind ihnen unbekannt, von Dingen wie Postulat Baechtold oder Entwicklungshilfegesetz haben sie nie gehört, um den Stand der Finanzhilfegewährung wissen sie nicht Bescheid, usw.

Als fleissiger "Challenge"-Leser weiss ich natürlich, dass die Rubrik "Bern" darin regelmässig figuriert. Allerdings liest man dort hauptsächlich von solchen Dingen, die schon beschlossen und sozusagen perfekt sind. Man müsste also vielleicht versuchen, von laufenden Geschäften (z.B. Entwicklungshilfegesetz oder Finanzhilfegewährung) jeweils eine Art Zwischenbericht zu geben. So wäre es immerhin möglich, dass aus dem Felde eine wertvolle Anregung zu einem laufenden Geschäft kommen würde. Doch abgesehen davon scheint mir, dass auch die Mitarbeiter im Feld ein Recht darauf haben zu wissen, was uns in "Bern" gerade beschäftigt und ev. sogar das Leben schwer macht.

5. Sonderpässe

Ueber diese konnte ich eigentlich nur Negatives hören. Sie sind zwar mehrsprachig abgefasst: deutsch, französisch, italienisch. Doch Kenner einer dieser drei Sprachen haben in Lateinamerika Seltenheitswert, und gerade Zollbeamte scheinen nicht gerade polyglott zu sein. Einzelne Wörter haben sie jedoch schon gesehen, wenn auch in anderem Zusammenhang: passaporto speciale, dipartimento politico. Soviel kann auch jemand spanischer Zunge verstehen. Allerdings ergibt das in seinem Sinn genug Grund, eher misstrauisch

zu sein.

Vorschlag verschiedener Experten: entweder den roten Pass belassen und - für die angestrebten Vorteile - ein Zusatzpapier entsprechenden Inhaltes begeben, vom schweizerischen Aussenministerium (= Eidg. Politisches Departement) in spanischer (ev. auch englischer) Sprache ausgestellt; oder den Sonderpass mit den Bezeichnungen in spanischer (ev. auch englischer) Sprache ergänzen; oder (Mindestlösung) beim Titel des Dokumentes anstatt "Sonderpass, Passeport spécial, Passaporto speciale" "Offizieller Pass, Passeport officiel, Passaporto ufficiale".